

DER FELS

Benedikt XVI.:

Hl. Franz von Assisi

259

Pfr. Wolfgang Tschuschke:

Leitplanken auf dem Lebensweg
als Schutz für die Freiheit

264

P. Dr. Johannes Nebel FSO:

Der Rosenkranz und seine Wirkung

278

Katholisches Wort in die Zeit

55. Jahr September/Oktober 2024



INHALT

Benedikt XVI.:
Hl. Franz von Assisi259

Pfr. Wolfgang Tschuschke:
Leitplanken auf dem Lebensweg
als Schutz für die Freiheit264

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
Gereon trifft Ursula274

Diakon Raymund Fobes:
Die katholische Kirche hat das
Wort Jesu bewahrt275

P. Dr. Johannes Nebel FSO:
Der Rosenkranz und
seine Wirkung278

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Was oft fehlt, ist Begeisterung287

Tobias Lehner:
Lateinamerika: Eine Kirche,
die Wunden heilt288

Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz:
Simone Weil (1909-1943):
Mystik und Politik291

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
Einsamer Glaube294

Ursula Zöller:
Reformer und Wegbereiter
in der Kirche: Jimmy Lai295

Christine Ranke:
Tage, die noch lange wirken296

Ursula Zöller:
Ein Vorrat an Hoffnung298

Auf dem Prüfstand299
Veranstaltung/Buch.....303

Impressum „Der Fels“ Sept./Okt. 2024 Seite 303
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Hl. Franziskus, Die Vogelpredigt

commons.wikimedia, Gemeinfrei, von Creator:
St. Francis Master, Ursprung unbekannt

Foto- und Quellennachweise: Seite 302

Liebe Leser,

für die meisten von uns dürfte der Jahresurlaub nun bereits hinter uns liegen; manch einer bricht aber auch jetzt erst auf, um den Sommer noch etwas zu verlängern. Reisen in andere Länder bereichern uns und erweitern unseren Horizont. So kann es auch für das Glaubensleben bereichernd sein, in einem anderen Land die heilige Messe zu besuchen. Wer wie ich das südliche Europa besucht hat, dem könnten mehrere Punkte aufgefallen sein:

Schon gleich am Beginn des Gottesdienstes ist es für deutsche Ohren oftmals ungewohnt, das Schuldbekenntnis zu hören. In Deutschland, wo auch innerhalb der Kirche das Wort Sünde meist vermieden wird, beschränkt man sich gerne auf ein erweitertes Kyrie. Nur in wenigen Kirchen wird noch gebetet: „Ich bekenne ... Ich habe gesündigt ...“

Während in Deutschland vor dem Evangelium oft nur eine biblische Lesung vorgetragen wird, erlebt man in anderen Ländern die Vollform mit alttestamentlicher Lesung, neutestamentlicher Lesung und Evangelium. Das gerne vorgebrachte Argument, die Gläubigen würden dadurch überfordert, verleitet dann doch zu der Frage, ob denn die Deutschen dümmer sind als Menschen anderer Nationen.

Eine ähnliche Kürzung erlebt man in der Regel beim Glaubensbekenntnis. Das Messbuch sieht vor, dass das Große Glaubensbekenntnis gebetet wird, das auf die Konzilien von Nicäa und Konstantinopel zurückgeht. Es kann durch das Apostolische Glaubensbekenntnis ersetzt werden, was in Deutschland so gut wie immer, in Südeuropa jedoch nie geschieht. Das Konzil von Nicäa (325) jährt sich im kommenden Jahr zum 1700ten Mal; das dürfte Grund genug sein, wieder häufiger das Große Glaubensbekenntnis zu beten und seinen Inhalt den Gläubigen nahe zu bringen.

Beim Friedensgruß hat sich seit der Corona-Zeit vielerorts etwas

verändert. Das „Zeichen des Friedens und der Versöhnung“, zu dem der Zelebrant auffordert, bestand zuvor meist aus Händeschütteln. Jetzt kann man oft ein Zunicken erleben. Gerade in südlicheren Ländern kann man diesen Trend beobachten.

Auch bei der Austeilung der heiligen Kommunion kann man erleben, wie sich Dinge wandeln. Als Pfarrer bin ich gelegentlich Menschen hinterhergelaufen, wenn diese die heilige Kommunion nicht gleich zum Mund geführt haben; dafür habe ich manche Kritik einstecken müssen. Inzwischen ist es in Kathedralen und anderen bedeutenden Kirchen, die häufig von Touristen besucht werden, selbstverständlich, dass bei der Kommunionausteilung, der Mesner oder ein erwachsener Ministrant neben dem austeilenden Priester steht und dafür sorgt, dass das Allerheiligste auch konsumiert wird. Hier ist offensichtlich die Sensibilität und das Verantwortungsbewusstsein gewachsen.

Reisen bildet und unterschiedliche Erlebnisse regen zum Nachdenken an. Das kann dazu führen, das eigne Verhalten und die eigene Glaubenspraxis zu überdenken oder schon allein durch die genaue Beobachtung und Reflexion bei sich selbst einen geistlichen Prozess in Gang zu bringen. Ich hoffe, auch Sie hatten oder haben solche Erlebnisse in Ihrem diesjährigen Urlaub.

Mit den besten Grüßen
aus Marienfried,
Rektor Georg Alois Oblinger



Benedikt XVI.:

Hl. Franz von Assisi

In einer früheren Katechese habe ich bereits die von der Vorsehung bestimmte Rolle dargestellt, die die vom hl. Franz von Assisi bzw. vom hl. Dominikus da Guzman gegründeten Orden der Minderbrüder und der Predigerbrüder bei der Erneuerung der Kirche ihrer Zeit hatten. Heute möchte ich euch die Gestalt des hl. Franziskus vorstellen: Er war ein echter »Gigant« der Heiligkeit, der noch immer sehr viele Menschen jeden Alters und jeder Religion fasziniert.

»Der Welt ist eine Sonne aufgegangen.« Mit diesen Worten spielt in der Göttlichen Komödie (Paradies, XI. Gesang) der große italienische Dichter Dante Alighieri auf die Geburt des Franziskus gegen Ende des Jahres 1181 oder Anfang 1182 in Assisi an. Franziskus stammte aus einer reichen Familie – der Vater war Tuchhändler –, verbrachte eine unbeschwernte Kindheit und Jugend und pflegte die Ritterideale seiner Zeit. Als Zwanzigjähriger nahm er an einem Kriegszug teil und geriet in Gefangenschaft. Er erkrankte

und wurde befreit. Nach der Rückkehr nach Assisi begann in ihm ein langsamer geistlicher Bekehrungsprozeß, der ihn den aufwendigen Lebensstil, den er bis dahin gepflegt hatte, schrittweise aufgeben ließ. In diese Zeit fallen die berühmten Episoden der Begegnung mit dem Aussätzigen, bei der Franziskus vom Pferd herabstieg und ihm den Friedenskuß gab, sowie der Botschaft des Gekreuzigten in dem Kirchlein »San Damiano«. Dreimal ließ der gekreuzigte Christus seine Stimme hören und sagte zu ihm: »Franziskus, geh und stelle meine Kirche wieder her, die, wie du siehst, ganz verfallen ist!« Dieses schlichte Ereignis des Wortes des Herrn in der Kirche »San Damiano« birgt einen tiefen Symbolgehalt in sich. Unmittelbar ist der hl. Franz dazu berufen, dieses kleine Kirchlein wieder aufzubauen, doch der Verfallzustand dieses Gebäudes ist Symbol für die dramatische und beunruhigende Situation der Kirche selbst in jener Zeit: mit einem oberflächlichen Glauben, der das Leben weder formt noch verwandelt, mit einem wenig eifrigen Klerus, mit dem Erkalten der Lie-



Das älteste, 1228 entstandene Bild Franziskus' von Assisi, Fresko im Sacro Speco in Subiaco

be; eine innere Zerstörung der Kirche, die mit der Entstehung häretischer Bewegungen auch eine Zersetzung der Einheit mit sich bringt. Doch mitten in dieser im Verfall befindlichen Kirche steht der Gekreuzigte und spricht: Er ruft zur Erneuerung auf, er beruft Franziskus, mit seiner eigenen Hände Kraft konkret die kleine Kirche »San Damiano« wieder aufzubauen, Symbol für die tiefergehende Berufung, mit seiner Glaubensradikalität und mit seiner begeisterten Liebe zu Christus die Kirche Christi selbst zu erneuern. Diese Begebenheit, die sich wahrscheinlich 1205 zutrug, läßt uns an ein weiteres ähnliches Geschehen im Jahr 1207 denken: den Traum von Papst Innozenz III. Dieser sieht im Traum, dass die Basilika St. Johann im Lateran, die Mutterkirche aller Kirchen, einzustürzen droht und ein kleiner, unbedeutender Ordensmann mit seinen Schultern die Kirche stützt, damit sie nicht zusammenfällt. Interessant ist einerseits die Feststellung, dass nicht der Papst zu Hilfe eilt, um die Kirche vorm Einstürzen zu bewah-



ren, sondern ein kleiner und unbedeutender Ordensmann, in dem der Papst Franziskus erkennt, der ihn aufgesucht hat. Innozenz III. war ein mächtiger Papst, der über eine hohe theologische Bildung sowie über große politische Macht verfügte; dennoch ist nicht er es, der die Kirche erneuert, sondern der kleine und unbedeutende Ordensmann: der von Gott dazu berufene hl. Franziskus. Andererseits ist es jedoch wichtig anzumerken, dass der hl. Franziskus die Kirche nicht ohne oder gegen den Papst erneuert, sondern nur in Gemeinschaft mit ihm. Die beiden Wirklichkeiten gehören zusammen: der Nachfolger Petri, die Bischöfe, die auf die Nachfolge der Apostel gegründete Kirche und das neue Charisma, das der Heilige Geist zu

dem Matthäusevangelium hörte – die Rede Jesu an die Apostel, die ausgesandt wurden –, fühlte sich Franziskus dazu berufen, in Armut zu leben und sich der Verkündigung zu widmen. Weitere Gefährten schlossen sich ihm an, und im Jahr 1209 begab er sich nach Rom, um Papst Innozenz III. das Vorhaben einer neuen Form christlichen Lebens zu unterbreiten. Ihm wurde von jenem großen Papst väterlich wohlwollende Aufnahme zuteil; vom Herrn erleuchtet, begriff dieser den göttlichen Ursprung der von Franziskus ins Leben gerufenen Bewegung. Der Poverello von Assisi hatte verstanden, dass jedes vom Heiligen Geist geschenkte Charisma in den Dienst des Leibes Christi, also der Kirche, gestellt werden muß; daher

telbar nur mit Christus verbunden gewesen wäre, ein Mann, der eine Erneuerung des Gottesvolkes ohne kirchenrechtliche Formen und ohne Hierarchie hätte bewirken wollen. Die Wahrheit ist aber, dass der hl. Franziskus in Wirklichkeit eine ganz unmittelbare Beziehung zu Jesus und zum Wort Gottes hatte, dem er »sine glossa« folgen wollte, also so, wie es ist, in seiner ganzen Radikalität und Wahrheit. Wahr ist auch, dass er anfangs nicht die Absicht hatte, einen Orden in der dafür notwendigen kirchenrechtlichen Form zu gründen, sondern einfach durch das Wort Gottes und die Gegenwart des Herrn das Volk Gottes erneuern und es wieder zum Hören des Wortes und zum treuen Gehorsam gegenüber Christus aufrufen wollte. Außerdem wußte er,



Franziskus gibt seinen Mantel einem armen Mann



Das Wunder des Kreuzes

diesem Zeitpunkt hervorbringt, um die Kirche zu erneuern. Zusammen wächst die wahre Erneuerung.

Kehren wir zum Leben des hl. Franziskus zurück. Da ihm sein Vater Bernardino seine zu große Freigebigkeit gegenüber den Armen vorwarf, entkleidete sich Franziskus mit einer symbolischen Geste vor dem Bischof von Assisi und bekundete damit den Verzicht auf das väterliche Erbe: Wie im Augenblick der Schöpfung besitzt Franziskus nichts außer dem Leben, das ihm Gott geschenkt hat, dessen Händen er sich überläßt. Danach lebte er als Eremit, bis sich im Jahr 1208 ein weiteres grundlegendes Ereignis auf dem Weg seiner Bekehrung zutrug. Während er einen Abschnitt aus

handelte er stets in voller Gemeinschaft mit der kirchlichen Autorität. Im Leben der Heiligen gibt es keinen Widerspruch zwischen prophetischem Charisma und Leitungsscharisma, und wenn irgendwelche Spannungen entstehen, verstehen sie es, geduldig auf die Zeiten des Heiligen Geistes zu warten.

Tatsächlich haben im 19. und auch im letzten Jahrhundert einige Historiker versucht, hinter dem Franziskus der Überlieferung einen sogenannten historischen Franziskus zu schaffen, so wie man versucht, hinter dem Jesus der Evangelien einen sogenannten historischen Jesus zu schaffen. Ein solcher historischer Franziskus wäre nicht ein Mann der Kirche gewesen, sondern ein Mann, der unmit-

dass Christus niemals »mein«, sondern immer »unser« Christus ist, dass nicht »ich« Christus besitzen und »ich« gegen die Kirche seinen Willen und seine Lehre wiederherstellen kann, sondern nur in der Gemeinschaft der Kirche, die auf der Nachfolge der Apostel errichtet ist, wird auch der Gehorsam gegenüber dem Wort Gottes erneuert.

Es ist auch wahr, dass er nicht die Absicht hatte, einen neuen Orden zu gründen, sondern lediglich das Volk Gottes für den Herrn, der kommt, zu erneuern. Aber er hat voll Leid und Schmerz begriffen, dass alles seine Ordnung haben muß, dass auch das Kirchenrecht notwendig ist, um der Erneuerung Gestalt zu geben, und daher fügte er sich voll

und ganz, mit dem Herzen, in die Gemeinschaft der Kirche, mit dem Papst und den Bischöfen, ein. Er wußte immer, dass die Eucharistie der Mittelpunkt der Kirche ist, wo der Leib Christi und sein Blut gegenwärtig werden. Durch das Priestertum ist die Eucharistie die Kirche. Nur dort, wo Priestertum und Christus und Gemeinschaft der Kirche zusammengehen, wohnt auch das Wort Gottes. Der wahre historische Franziskus ist der hl. Franziskus der Kirche, und genau in dieser Weise spricht er auch zu den Nichtglaubenden, zu den Gläubigen anderer Bekenntnisse und Religionen.

Franziskus und seine immer zahlreicheren Brüder ließen sich bei der Portiunkula bzw. der Kirche »Santa Maria

Ägypten zu begeben, um mit dem muslimischen Sultan Melek-el-Kâmel zu sprechen, damit er auch dort das Evangelium Jesu verkünden könne. Ich möchte diese Episode aus dem Leben des hl. Franziskus hervorheben, die von großer Aktualität ist. In einer Epoche, in der eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen dem Christentum und dem Islam im Gange war, schlug Franziskus, ganz bewusst nur mit seinem Glauben und seiner persönlichen Milde gewappnet, wirksam den Weg des Dialogs ein. Die Chroniken berichten uns von einer wohlwollenden und herzlichen Aufnahme durch den muslimischen Sultan. Das ist ein Vorbild, an dem sich auch heute die Beziehungen zwischen Christen und Muslimen inspirieren sollten:

Schutz von Kardinal Ugolino, dem späteren Papst Gregor IX., anvertraute. Der Gründer, der sich ganz der Verkündigung widmete, die er mit großem Erfolg durchführte, verfaßte seinerseits eine »Regel«, die dann vom Papst approbiert wurde.

Im Jahr 1224 sieht Franziskus in der Einsiedelei von La Verna den Gekreuzigten in der Gestalt eines Seraphim, und aus der Begegnung mit dem gekreuzigten Seraphim empfing er die Stigmata; so wird er eins mit dem gekreuzigten Christus: ein Geschenk, das seine innige Identifizierung mit dem Herrn zum Ausdruck bringt.

Der Tod des Franziskus – sein »transitus« – geschah am Abend des 3. Okto-



Bestätigung der Regel



Franziskus vor dem Sultan

degli Angeli« nieder, die als der heilige Ort der franziskanischen Spiritualität schlechthin gilt. Auch Klara, eine junge Frau aus Assisi aus adeliger Familie, begab sich in die Schule des Franziskus. So entstand der Zweite Franziskanische Orden, der Orden der Klarissen, eine weitere Erfahrung, die dazu bestimmt war, herausragende Früchte der Heiligkeit in der Kirche hervorzubringen.

Auch der Nachfolger Innozenz' III., Papst Honorius III., unterstützte mit seiner Bulle Cum dilecti von 1218 die einzigartige Entwicklung der ersten Minderbrüder, die in verschiedenen Ländern Europas und sogar in Marokko ihre Missionen eröffneten. Im Jahr 1219 erhielt Franziskus die Erlaubnis, sich nach

einen Dialog in der Wahrheit, im gegenseitigen Respekt und im gegenseitigen Verständnis zu fördern (vgl. Nostra Aetate, 3). Franziskus scheint dann 1220 auch das Heilige Land besucht und damit einen Samen ausgesät zu haben, der reiche Frucht tragen sollte: Seine geistlichen Söhne machten nämlich aus den Orten, an denen Jesus gelebt hat, ein bevorzugtes Gebiet ihrer Mission. Mit Dankbarkeit denke ich heute an die großen Verdienste der franziskanischen Kustodie des Heiligen Landes.

Nach seiner Rückkehr nach Italien übertrug Franziskus die Leitung des Ordens seinem Vikar, Fra Pietro Cattani, während der Papst den Orden, der immer mehr Anhänger sammelte, dem

ber 1226 bei der Portiunkula. Nachdem er seine geistlichen Kinder gesegnet hatte, starb er, auf dem nackten Erdboden liegend. Zwei Jahre später hat ihn Papst Gregor IX. in das Verzeichnis der Heiligen eingeschrieben. Kurze Zeit danach wurde in Assisi zu seinen Ehren eine große Basilika errichtet, die noch heute Ziel sehr vieler Pilger ist, die das Grab des Heiligen verehren und den Anblick der Fresken Giotto genießen können, eines Malers, der auf wunderbare Weise das Leben des Franziskus bildlich dargestellt hat.

Es wurde gesagt, Franziskus sei gleichsam ein »zweiter Christus«, alter Christus; er war wirklich eine lebendige Ikone Christi. Er wurde auch »Bruder

Jesu« genannt. Das war in der Tat sein Ideal: Wie Jesus sein; den Christus des Evangeliums betrachten, ihn innig lieben, seine Tugenden nachahmen. Vor allem wollte er der inneren und äußeren Armut einen grundlegenden Wert verleihen, indem er sie auch seine geistlichen Kinder lehrte. Die erste Seligpreisung der Bergpredigt – »Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich« (Mt 5,3) – hat im Leben und in den Worten des hl. Franziskus eine leuchtende Verwirklichung gefunden. So ist es wirklich, liebe Freunde: Die Heiligen sind die besten Interpreten der Bibel; dadurch, dass sie das Wort Gottes in ihrem Leben Fleisch werden lassen, machen sie es mehr denn je anziehender, so dass es wirklich zu uns

Priesters Christus ist, der Sohn des lebendigen Gottes. O wunderbare Hoheit und staunenswerte Herablassung! O demütige Erhabenheit, dass der Herr des Alls, Gott und Gottes Sohn, sich so erniedrigt, dass er sich unter der anspruchslosen Gestalt des Brotes verbirgt!« (Brief an den gesamten Orden).

In diesem Priesterjahr erinnere ich auch gern an eine Empfehlung, die Franziskus an die Priester richtete: »Sooft sie die Messe feiern wollen, sollen sie, selber rein und in reiner Gesinnung, mit Ehrfurcht und in heiliger und reiner Absicht das wahre Opfer des heiligsten Leibes und Blutes unseres Herrn Jesus Christus darbringen.« Franziskus zeigte immer eine große Ergebenheit

salen Brüderlichkeit und die Liebe zur Schöpfung, die ihn zu seinem berühmten »Sonnengesang« inspirierte. Das ist eine sehr aktuelle Botschaft. Wie ich in meiner jüngsten Enzyklika Caritas in veritate in Erinnerung gerufen habe, ist nur eine Entwicklung nachhaltig, die die Schöpfung respektiert und die Umwelt nicht schädigt (vgl. Nr. 48–52), und in der Botschaft zum diesjährigen Weltfriedenstag habe ich unterstrichen, dass auch der Aufbau eines gefestigten Friedens an die Achtung der Schöpfung gebunden ist. Franziskus erinnert uns daran, dass sich in der Schöpfung die Weisheit und das Wohlwollen des Schöpfers entfaltet. Die Natur wird von ihm als eine Sprache verstanden, in der Gott zu uns spricht, in der die Wirklich-



Traum von Innocent III.



Stigmatisierung von Franziskus

spricht. Das Zeugnis des hl. Franziskus, der die Armut geliebt hat, um Christus mit völliger Hingabe und Freiheit zu folgen, ist auch für uns eine Aufforderung, die innere Armut zu pflegen, um im Vertrauen zu Gott zu wachsen, indem wir damit auch einen nüchternen Lebensstil und einen Abstand von den materiellen Gütern verbinden.

In Franziskus kam die Liebe zu Christus in besonderer Weise in der Anbetung des Allerheiligsten Sakraments der Eucharistie zum Ausdruck. In den Franziskanischen Quellenschriften liest man bewegende Worte wie diese: »Der ganze Mensch erschauere, die ganze Welt erbebe, und der Himmel juble, wenn auf dem Altar in der Hand des

gegenüber den Priestern und ermahnte dazu, sie immer zu respektieren, auch in dem Fall, dass sie persönlich wenig würdig wären. Er führte als Begründung für diese tiefe Achtung die Tatsache an, dass sie das Geschenk empfangen haben, die Gaben der Eucharistie zu konsekrieren. Liebe Brüder im Priesteramt, vergessen wir nie diese Lehre: Die Heiligkeit der Eucharistie fordert von uns, rein zu sein, in konsequenter Übereinstimmung mit dem Geheimnis zu leben, das wir feiern.

Aus der Liebe zu Christus entsteht die Liebe zu den Menschen und auch zu allen Geschöpfen Gottes. Und da gibt es einen weiteren Wesenszug der Spiritualität des Franziskus: Der Sinn der univer-

sität transparent wird und wir »von« Gott und »mit« Gott sprechen können.

Liebe Freunde, Franziskus ist ein großer Heiliger und ein froher Mensch gewesen. Seine Einfachheit, seine Demut, sein Glaube, seine Liebe zu Christus, seine Güte gegenüber jedem Mann und jeder Frau haben ihn in jeder Situation froh gemacht. In der Tat besteht zwischen der Heiligkeit und der Freude eine innige und unauflösliche Beziehung. Ein französischer Schriftsteller hat gesagt, dass es in der Welt nur eine einzige Traurigkeit gibt: die Traurigkeit darüber, nicht heilig zu sein, das heißt Gott nicht nahe zu sein. Wenn wir auf das Zeugnis des hl. Franziskus blicken, verstehen wir, dass dies das Geheimnis

des wahren Glücks ist: heilig zu werden, nahe bei Gott zu sein!

Möge die von Franziskus zärtlich geliebte Jungfrau dieses Geschenk für uns erlangen. Ihr vertrauen wir uns mit den Worten des Poverello von Assisi an: »Heilige Jungfrau Maria, keine ist dir ähnlich geboren in der Welt unter den Frauen, Tochter und Magd des erhabensten, höchsten Königs, des himmlischen Vaters, Mutter unseres heiligsten Herrn Jesus Christus, Braut des Heiligen Geistes: Bitte für uns... bei deinem heiligsten, geliebten Sohn, dem Herrn und Meister.«

Bei der heutigen Audienz möchte ich von einem mittelalterlichen Heiligen sprechen, der eigentlich keiner Vorstellung bedarf. Wer kennt nicht den hl. Franz von Assisi, den Gründer der Franziskaner? Viele Menschen – auch über die Grenzen der Kirche hinweg – sind davon fasziniert, wie er die Ideale der Armut, der Hilfsbereitschaft, der Fröhlichkeit, der Brüderlichkeit und der Liebe zur Schöpfung gelebt hat. Aber wer Franz von Assisi verstehen will, muß nach der Wurzel von all dem fragen: Franziskus wollte wie Christus sein; er wollte Jesus im Evangelium betrachten, ihn von ganzem Herzen lieben und seine Tugenden nachahmen. Die Etappen seiner Biographie zeigen uns, wie Gott diesen reichen Kaufmannssohn und ehrgeizigen Ritter allmählich zur Bekehrung führte. Nach dem Verzicht auf sein Erbe lebte er zunächst als Einsiedler bei einer kleinen, verfallenen Kirche außerhalb von Assisi. 1208, mit 27 Jahren, verspürte er den Ruf Christi, das Wort Gottes zu verkünden. Bald schlossen sich ihm Gefährten an, aus denen – mit der wohlwollenden Unterstützung des Papstes – der Franziskanerorden hervorging. Der Glaube des hl. Franz und sein Eifer für das Evangelium kannten keine Grenzen, so dass er – trotz der bestehenden Konflikte – im Jahr 1219 dem muslimischen Sultan in Ägypten einen Besuch abstattete, wohl auch das Heilige Land besuchte und dem bewaffneten Kampf zwischen Christen und Muslimen in den Kreuzzügen den Dialog der Liebe und der Wahrheit entgegenstellte und damit eine neue Epoche eröffnet hat, die wir nun eigentlich so richtig angehen sollten. Nachdem er schon zwei Jahre lang die Zeichen des Leidens Christi in der Form der Stigmata an Händen und Füßen trug, starb Franz am 3. Oktober 1226 in Assisi.

*L.E.V. Generalaudienz,
27. Januar 2010*



Das **KREUZ VON SAN DAMIANO** ist ein ikonisches byzantinisches Kruzifix, das eine entscheidende Rolle im Leben des heiligen Franziskus von Assisi spielte. Im Jahr 1205 betete Franziskus in der verfallenen Kirche San Damiano und hörte die Stimme Christi vom Kreuz sprechen: „Franziskus, geh und stelle mein Haus wieder her, das, wie du siehst, ganz verfallen ist.“ Diese Erfahrung veränderte Franziskus' Leben und markierte den Beginn seiner Mission zur geistlichen Erneuerung der Kirche.

Nachdem sich Klara Franziskus angeschlossen hatte, ließ sie sich in der Kirche San Damiano nieder. Dort lebte sie mit ihren Gefährtinnen ein Leben in Armut und Gebet.

Das Kreuz, das Franziskus inspiriert hatte, wurde auch zu einem zentralen Symbol für die Klarissen, die in San Damiano ihre erste Gemeinschaft gründeten.

Das Kreuz von San Damiano ist somit ein Symbol der göttlichen Berufung und der Hingabe, das sowohl Franziskus als auch Klara auf ihrem spirituellen Weg begleitet und inspiriert hat. Es ist heute im Kloster Santa Chiara in Assisi zu sehen und erinnert an die tiefe spirituelle Verbindung zwischen Franziskus, Klara und ihrer gemeinsamen Mission.



Die **Hl. Klara** nimmt Zuflucht zu Heiligen Mutter Kirche

KLARA VON ASSISI, geboren 1193 in Assisi, Italien. Im Jahr 1212 verließ sie ihr wohlhabendes Elternhaus, um sich Franziskus anzuschließen und ein Leben in Armut und Gebet zu führen. Sie gründete den Orden der Klarissen, auch bekannt als „Arme Klarissen“, der für seine strikte Armut und Hingabe bekannt ist. Sie starb 1253 und wurde 1255 heiliggesprochen. Ihr Festtag wird am 11. August gefeiert.

Leitplanken auf dem Lebensweg als Schutz für die Freiheit

FREIHEIT OHNE GEBOTE

„Der katholische Weg zur wahren Freiheit“, so lautet das Thema unserer Akademie. Dazu passt ein Buch, das Reinhard Kardinal Marx im letzten Jahr veröffentlichte mit dem Titel: „Freiheit“ (München 2020). Das Christentum, sagt er darin, ist in seinem Ursprung eine Religion der Freiheit. Diese christlichkirchliche Freiheit steht aber in einer Spannung, wenn nicht in einem Gegensatz zu einem säkular-modernen Verständnis von Freiheit. Kardinal Marx möchte mit seinem Buch diesen Gegensatz versöhnen. Die Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, soll kompatibel werden mit dem säkularen Freiheitsbegriff der modernen Welt. Die Kirche soll zur „Kirche im Dienst der Freiheit“ (87) werden. Der Synodale Weg soll das bewirken (92ff.). Durch ihn soll die Kirche werden, was sie sein sollte: Kirche im Dienst der Freiheit. Die christliche Freiheit, so schreibt der Kardinal, beginnt mit der Befreiung



des Volkes Israel aus der Knechtschaft in Ägypten. Mit der Überwindung der Knechtschaft ist es allerdings noch nicht getan. Sie bringt erst eine „Freiheit von“. Durch den Bundesschluss am Sinai soll daraus eine „Freiheit für“ werden. So redet der Kardinal auch ausführlich vom Bund. Die Bundesurkunde aber, die Zehn Gebote, erwähnt er dabei mit keinem Wort. Im ganzen Buch findet sich nur zweimal das Wort „Gebote“, und zwar auf Seite 55. Die Kirche, so ist der Zusammenhang, „müsste Zeichen und Werkzeug für die wirkliche Freiheit des Menschen sein“ (54). In der Vergangenheit aber, vor dem 2. Vat. Konzil, habe sie ein Verständnis des Glaubens propagiert, das nicht freiheitsfördernd war. „Der Einzelne hatte sich an seinem [sic] Platz zu fügen, der ihm durch Geburt und Stand gegeben war, und sich dann im Sinne der Gebote zu verhalten, um so das Heil zu erringen ... Die von Gott gewollte Ordnung, wie sie durch die Gebote Gottes präsentiert wurde, wurde durch Staat und Kirche garantiert ...“ Gebote erscheinen in diesem Buch ausschließlich als Stützen einer unfreiheitlichen Ordnung. Das Buch ist für uns von Interesse, wenn wir den Synodalen Weg verstehen wollen. Mit den Reformen, die dort erstrebt werden, soll die Kirche in Deutschland jedenfalls nicht zu einem Leben nach Gottes Geboten geführt werden. Wir haben hier auf unserer Sommerakademie eine andere Entscheidung getroffen. Wir wollen von der Freiheit, die uns der katholische Glaube eröffnet, nicht reden, ohne dass wir uns auf Gebote Gottes besinnen. Die Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, gibt es nicht ohne Gottes Gebote, nicht ohne den Dekalog, nicht ohne das Hauptgebot der Liebe. Dadurch wird unsere Freiheit nicht eingeschränkt. Vielmehr wird sie dadurch gestaltet, geschützt und überhaupt erst ermöglicht. Unser Thema also: Leitplanken auf dem Weg – Gebote als Schutz für die Freiheit.

DIE GESCHICHTE DER GEBOTE

Die Vorgeschichte

Im Hauptteil meiner Ausführungen betrachte ich die Geschichte der Gebote und beginne mit ihrer Vorgeschichte. Denn die Offenbarung am Sinai brachte nicht etwas völlig Neues und bisher Unbekanntes. Schon vorher, schon immer, wussten die Menschen Gut und Böse zu unterschei-

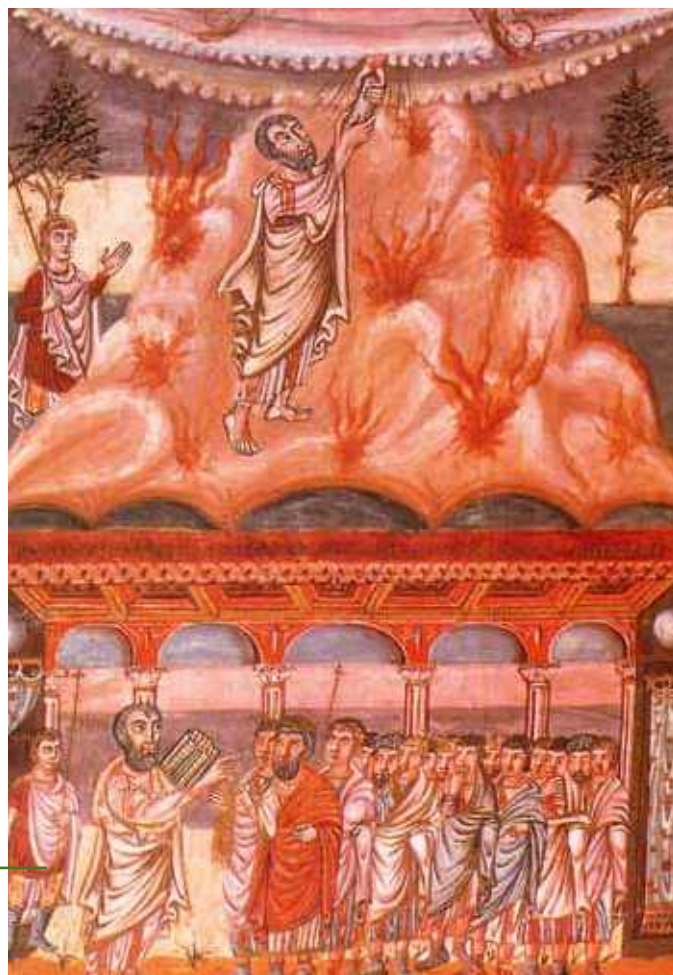
Gott, du zogst deinem Volk voran als du mit ihm die Wüste durchschrittst (vgl. Ps 68,8) Eine Feuersäule diente den Israeliten bei ihrem Zug bei Nacht als Lichtquelle.

den. Als Kain seinen Bruder Abel erschlug, war ihm völlig klar, dass er das nicht tun dürfe. Nur weil er dieses Wissen hatte, konnte ihn Gott zur Rechenschaft ziehen für seinen Brudermord. „Was hast du getan?“ Und Kain erkennt seine Schuld an: „Zu groß ist meine Schuld, als dass ich sie tragen könnte“ (Gen 4,13).] Als Mose den ägyptischen Aufseher erschlug, war ihm ebenso klar, dass er das nicht tun dürfe. Von Kain bis Mose war den Menschen bewusst: Du sollst nicht töten. Woher wussten sie das? Den Dekalog gab es noch nicht. Wo konnten sie dieses Gebot also lesen? In ihrem Herzen. Der Apostel Paulus sagt: „Die Heiden, die das Gesetz nicht haben, tun von Natur aus das, was im Gesetz gefordert ist ... Sie zeigen damit, dass ihnen die Forderung des Gesetzes ins Herz geschrieben ist; ihr Gewissen legt Zeugnis davon ab“ (Röm 2,14f.). Was Gott den Menschen ins Herz geschrieben hat, nennen wir das Naturrecht oder Naturgesetz. Das Herz war die ideale Schreibtafel für dieses Naturgesetz. Denn mit dem Herzen erkennen wir und aus dem Herzen heraus handeln wir. Es war der ideale Ort – bis zum Sündenfall. Der Sündenfall aber hat den Menschen verändert und das heißt zuerst und vor allem sein Herz verändert. Jetzt gilt, was der Prophet Jeremia sagt (Jer 17,9): „Arglistig ohnegleichen ist das Herz und unverbesserlich. Wer kann es ergründen?“ „Arglistig“ – man kann vielleicht besser übersetzen: „trügerisch“. Wir können uns auf das Herz nicht verlassen, auf das Herz eines anderen Menschen nicht und auch nicht auf unser eigenes. Weil unser Herz trügerisch ist und arglistig, können wir das Naturgesetz, das Gott hineingeschrieben hat, nicht mehr zuverlässig lesen. Herz und Gewissen des Menschen sind nach dem Sündenfall überformt, individuell und kulturell. Wir erleben derzeit unter uns eine solche kulturelle Überformung des Gewissens. Abtreibung sei ein Frauenrecht, wird uns gesagt. Dieser Satz wird so oft wiederholt, bis er sich schließlich in den Gewissen der Menschen eingenistet hat und gegenteilige Einreden zum Schweigen bringt. Viele wollen heute nicht anerkennen, dass es ein Naturrecht gibt. Sie fragen uns: Wie lautet denn euer Naturgesetz? Zeigt es doch einmal vor! Hier müssen wir antworten: Wir können es nicht präsentieren. Und zwar deswegen nicht, weil es in das Herz der Menschen geschrieben ist. Jeder Mensch hat Zugang nur zu seinem eigenen Herzen. Du kannst es nur dort lesen. Nicht auf Papier. Aber, das gilt nun allerdings, das Herz ist arglistig ohnegleichen.

Die Offenbarung des Dekalogs auf dem Sinai

Das ist die Situation der Menschen und damit auch des Volkes Israel bis nach dem Auszug aus Ägypten, bis zum Sinai. Am Sinai schreibt Gott das Gesetz noch einmal. Jetzt nicht mehr in das trügerische Menschenherz, sondern auf Steintafeln. „Gott hat auf die Gesetzestafeln das geschrieben, was die Menschen nicht in ihrem Herzen lasen“, sagt der hl. Augustinus (Psalm 57,1, Katechismus der Katholischen Kirche KKK 1962). Damit beginnt eine neue Epoche in der Heilsgeschichte. Wir haben den Bericht vom Geschehen auf dem Sinai im Buch Exodus (Kap. 20) und ein zweites Mal mit geringen Abweichun-

gen im Buch Deuteronomium. Blitz, Donner, schwere Wolken, gewaltiger Hörnerschall, Feuer, Rauch, Erdbeben sind die Zeichen der Nähe Gottes. Mose steigt auf den Berg, er allein. Gott spricht zu ihm und schreibt die Zehn Worte auf steinerne Tafeln. Dass Gott im wörtlichen Sinn schreibt, ist einzigartig im ganzen Alten Testament. Sonst äußert sich Gott in Träumen oder Visionen, in der Regel aber durch Engel oder Propheten. „So spricht der Herr, der Gott Israels“, heißt es dann. Jesaja „hört die Stimme des Herrn: Wen soll ich senden“ (Jes 6,8). Gott spricht, wenn er sich mitteilt, und nur hier, bei der Offenbarung des Dekalogs am Sinai, heißt es, dass er schreibt. Allenfalls könnte man an die Geschichte vom König Belschazzar (Dan 5,24f.) denken. Da schickt Gott eine Menschenhand, die das Menetekel an die Wand schreibt: „Mene tekel u-parsin.“ Auf dem Sinai aber schreibt Gott selber. Damit sind die Zehn Gebote herausgehoben über alle anderen Gottesworte. Weiter ist zu bedenken: Gott schreibt auf Stein – der denkbar beständigste Beschreibstoff. Man kann ihn nicht verbrennen. Auf Stein Geschriebenes kann man nicht löschen, überschreiben oder sonst irgendwie manipulieren. Auf Stein geschrieben – für immer geschrieben. Übrigens, in der Bibel wird nichts über die Verteilung der Gebote auf die zwei Tafeln gesagt. Erst später ordnete man der ersten Tafel die Gebote zu, die sich auf unsere Pflichten gegenüber Gott beziehen und der zweiten Tafel die Gebote der Nächstenliebe. „Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“ (Ex 20, 2f.). So beginnt das Zehnwort, der Dekalog. „Ich bin der HERR.“ Im hebräischen Text steht



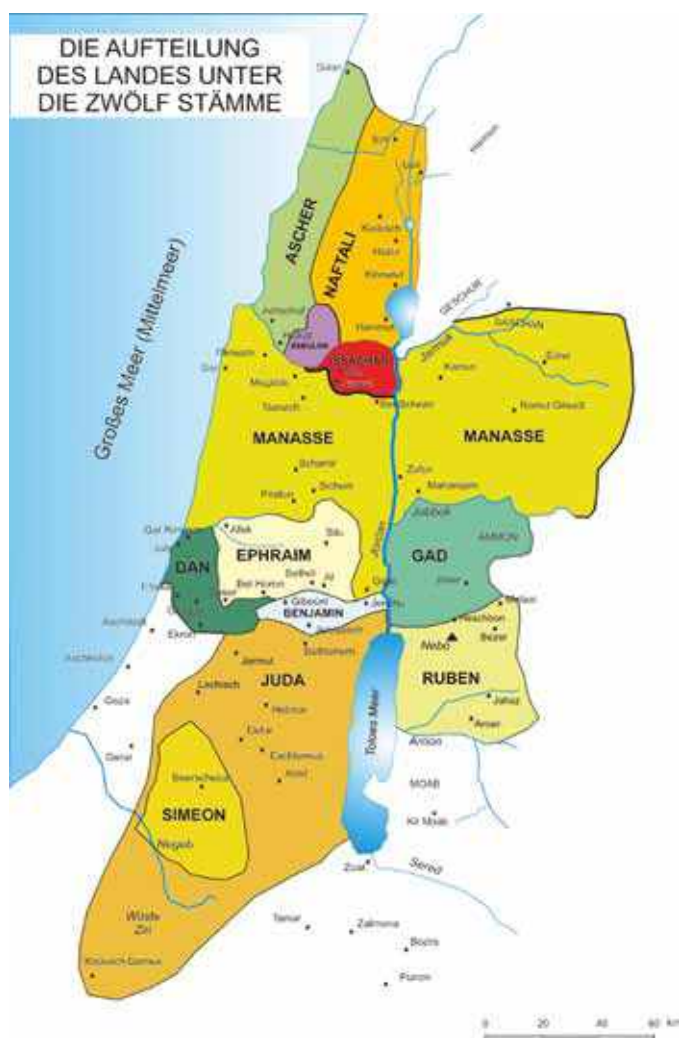
Mose empfängt auf dem Berg Sinai die Gesetzestafeln

hier der Gottesname JHWH. Das ist nicht etwa ein jüdischer Stammesgott, sondern der eine, einzige, wahre Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Er redet hier. „Wort des lebendigen Gottes“ ruft uns deshalb auch der Lektor zu, wenn er im Gottesdienst diesen Abschnitt der Schrift verkündet (am 3. Fastensonntag), und wir antworten „Dank sei Gott“. Wem aber gilt dieses Gotteswort? „Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat.“ Das Du, das hier angeredet wird, ist das Volk Israel, die zwölf Stämme. Wort Gottes also, aber nicht an uns. Es ist ganz wichtig, dass wir das festhalten. Denn die Zehn Gebote stehen nicht isoliert in der Bibel. Sie sind Teil des ganzen großen mosaischen Gesetzeswerkes. Gleich im Anschluss an die Erzählung von der Offenbarung des Dekalogs heißt es: „Der Herr sprach zu Mose: Sage den Israeliten ...“ und es folgen Anweisungen für den Kult, das Altargesetz (Ex 20, 23) und weiter eine Fülle von Gesetzen, im Ganzen 613 Gebote bzw. 248 Gebote und 365 Verbote. So zählen jüdische Gelehrte des 2. Jh. nach Christus (Gnilka, Matthäusevangelium II, 259). Von allen diesen 613 Geboten in der Tora gilt: Sie sind Gottes Wort. Aber wir halten die meisten von ihnen nicht ein. Wir essen Schweinefleisch, wir lassen uns nicht beschneiden, wir bestrafen Ehebrecher nicht mit

dem Tod usw. Die Reinheitsgebote, die Kultgesetze und die Judizialgesetze halten wir nicht. Denn sie sind nicht an uns, sondern an das Volk Israel gerichtet. Das gilt aber zunächst einmal auch für den Dekalog. „Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat. Du, Israel, sollst neben mir keine anderen Götter haben. Du, Israel, sollst dir kein Kultbild machen ... Du, Israel, sollst den Namen des HERRN, deines Gottes, nicht missbrauchen. Gedenke des Sabbats, Israel: Halte ihn heilig! ... Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der HERR, dein Gott, dir, Israel, gibt! Du, Israel, sollst nicht töten. Du, Israel, sollst nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsch aussagen, nicht begehren.“

Versagen Israels und Verheißung eines Neuen Bundes

Das Volk Israel hat immer gewusst, dass es von Gott bevorzugt ist vor allen anderen Völkern. „Der HERR verkündet Jakob sein Wort, Israel seine Gesetze und Rechte. An keinem anderen Volk hat er so gehandelt, keinem sonst seine Rechte verkündet.“ So betet Israel im Psalm 147. Oder im Buch Baruch (4,4): „Glücklich sind wir, das Volk Israel; denn wir wissen, was Gott gefällt.“ Dieses Wissen, das Gott geschenkt hat, schließt aber auch die Verpflichtung ein, den Willen Gottes zu tun. „Du sollst die Gesetze des HERRN und seine Gebote, auf die ich dich heute verpflichte, bewahren, damit es dir und später deinen Nachkommen gut geht und du lange lebst in dem Land, das der HERR, dein Gott, dir gibt für alle Zeit“ (Dt 4,40). Hat Israel das Gesetz gehalten? Gewiss haben viele Männer und Frauen in Israel fromm und gerecht gelebt, von der Wüstenzeit bis an die Schwelle des Neuen Bundes, ohne Zweifel. Aber hat Israel als Ganzes das Gesetz gehalten, als Volk? Nein. „Der HERR spricht: Ich habe Söhne großgezogen und emporgebracht, doch sie sind von mir abgefallen. Der Ochse kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn; Israel aber hat keine Erkenntnis, mein Volk hat keine Einsicht“ (Jes 1,2f.). Die große nationale Katastrophe, das Exil in Babylon und den Verlust der staatlichen Souveränität haben die Propheten deshalb als Strafe Gottes gedeutet, Strafe für den Ungehorsam gegenüber dem Gesetz. Die Propheten haben Gottes Strafgericht verkündet, aber sie haben auch eine göttliche Verheißung aussprechen dürfen. „Seht, es werden Tage kommen – Spruch des HERRN –, in denen ich mit dem Haus Israel und dem Haus Juda einen neuen Bund schließen werde, nicht wie der Bund war, den ich mit ihren Vätern geschlossen habe, als ich sie bei der Hand nahm, um sie aus Ägypten herauszuführen. Diesen meinen Bund haben sie gebrochen, obwohl ich ihr Gebieter war – Spruch des HERRN ...“ Jer 31, 31f. Ein Neuer Bund! Wie sieht dieser Neue Bund aus? „Das wird der Bund sein, den ich nach diesen Tagen mit dem Haus Israel schließe – Spruch des HERRN: Ich lege mein Gesetz in sie hinein und schreibe es auf ihr Herz. Ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein ... Denn ich verzeihe ihnen die Schuld, an ihre Sünde denke ich nicht mehr.“ Gott, das ist die Verheißung, will das Gesetz auf die Herzen seines Volkes schreiben. Aber ist das nicht ein Rückschritt? Gott hatte doch schon einmal auf das Herz geschrieben, als er den Heiden das Naturgesetz gab. Aber das Herz war durch den Sündenfall arglistig geworden, trügerisch und unverbes-



Die Engel zu beiden Seiten der Bundeslade symbolisieren den Schutz Gottes. Moses hat sie nach Gottes Anweisung gefertigt. Der geöffnete Schrein zeigt die beiden Gesetzestafeln, einen Korb mit Manna und den Stab des Aarons.

serlich. Das große Geschenk Gottes an sein Volk Israel war es, dass er sein Gesetz eben nicht auf diese problematische Schreibröhre geschrieben hat, sondern auf Stein – unzerstörbar und fälschungssicher. Und jetzt wieder dahinter zurück das Herz als Schreibröhre mit all seiner Problematik? Um das zu verstehen, müssen wir eine andere Verheißung dazu nehmen, aus dem Buch des Propheten Ezechiel (36, 25- 27): „So spricht Gott, der HERR: ... Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch. Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch. Ich lege meinen Geist in euch und bewirke, dass ihr meinen Gesetzen folgt und auf meine Gebote achtet und sie erfüllt.“ Das trügerische und unverbesserliche Herz wird verwandelt, oder vielmehr, und das ist ja ein noch stärkeres Bild, Gott wird die Herzen austauschen: „Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch.“ Im Urstand, im Paradies, war das Menschenherz aus Fleisch, durch den Sündenfall ist es verhärtet und schließlich durch wiederholten, immer neuen Ungehorsam steinern geworden. Jetzt aber soll der ursprüngliche Zustand des Menschen wieder hergestellt werden. Ezechiel verwendet nicht das Wort „Neuer Bund“, aber seine Verheißung meint zweifellos dasselbe Ziel, das bei Jeremia „Neuer Bund“ genannt wird. Zum Neuen Bund gehört auch dieses: „Ich verzeihe ihnen die Schuld, an ihre Sünde denke ich nicht mehr.“ In der hl. Messe feiern wir den Neuen und ewigen Bund. Er ist besiegelt durch das Blut Christi, in dem wir die Vergebung der Sünden haben. Und Gott schreibt uns sein Gesetz in unsere Herzen. Ich habe mit der Erfüllung der Verheißung vorgegriffen. Wir stehen noch auf dem Tiefpunkt der Geschichte Israels. Die Babylonier zerstören den Tempel und damit auch die Bundeslade mit den Gesetzestafeln. Den Tempel konnte man wieder aufbauen, die Bundeslade aber war verloren. Das Volk wird in die Verbannung geführt. Nach dem Exil kann Israel bzw. Juda seine staatliche Autonomie nicht mehr erlangen. Jetzt bekommt das Gesetz mit seinen 613 Bestimmungen ein immer stärkeres Gewicht. Das Gesetz muss die Identität des Gottesvolkes sichern. Und gerade diejenigen Bestimmungen, durch die sich Juden und Heiden unterscheiden, werden herausgeholt: der Sabbat, die Beschneidung, die Speisegesetze und die Reinheitstora. Der Typus des Schriftgelehrten entsteht. Strenggenommen kann nur er das Gesetz wirklich erfüllen. Die einfachen Menschen sind damit überfordert. Auch in dieser nachexilischen Zeit können wir nicht sagen, dass Israel als Ganzes das Gesetz erfüllt hätte. Woran liegt es, dass das Volk Israel das Gesetz nicht erfüllt hat? War es seiner Bevorzugung und seiner großen Aufgabe nicht gewachsen? Das werden wir nicht sagen dürfen. Vielmehr zeigt sich hier die Kraftlosigkeit des Gesetzes. Es weist den Weg, gibt aber nicht die Kraft, den Weg zu gehen. Es begegnet den Menschen als Buchstabe – auf Stein, auf Papyrus und Pergament. Dieses äußere Wort kann wohl die Herzen erreichen, aber das Herz kann sich auch dagegen abschließen, und dann bleibt es Buchstabe. Der Buchstabe aber kann kein Leben wecken, „er tötet“, sagt der hl. Pau-

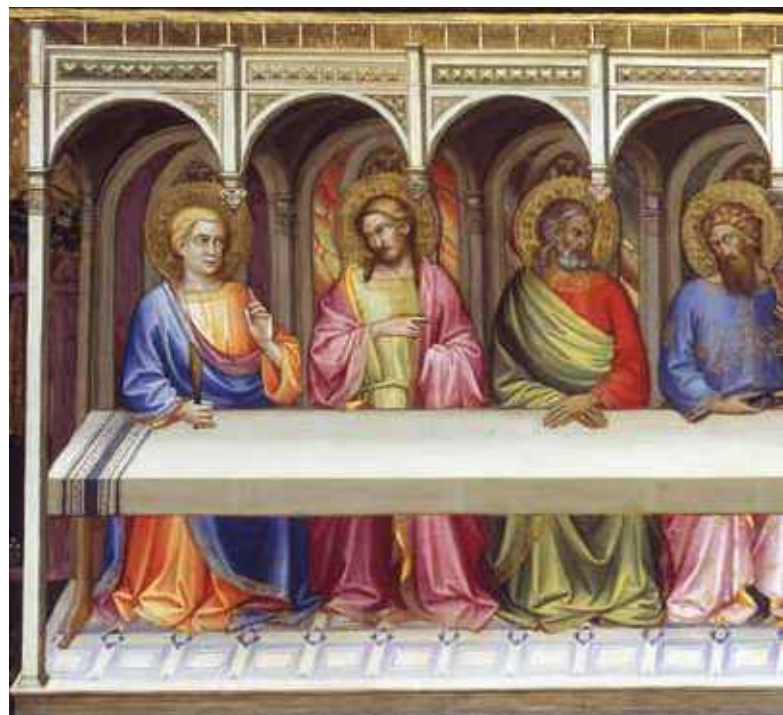


lus in seiner zuspitzenden Sprache, nur „der Geist macht lebendig“ (2Kor 3,6).

Jesus, der Herr, als Erfüller des Gesetzes

Wir kommen an jenen Augenblick der Heilsgeschichte, als die Zeit erfüllt war, wie der hl. Paulus sagt (Gal 4,3). „Das Wort wird Fleisch und wohnt unter uns“ (Joh 1,14), Jesus von Nazaret. Wie steht er zum Gesetz? Er ist Jude und unterwirft sich dem Gesetz, und zwar dem ganzen Gesetz. Immer wieder schildert man Jesus, den Herrn, als einen, der gegen das Gesetz gestanden habe. Nein, das ist nicht wahr. Er hat das Sabbatgebot nicht abgeschafft oder geringgeschätzt. Er hat es vielmehr anders interpretiert und anders gelebt als die Pharisäer. Er hat nicht mit Heiden gegessen und hat kein heidnisches Haus betreten. Er hat die Reinheitsgesetze gehalten. Wenn er einen Aussätzigen an sich herankommen lässt, dann um ihn zu heilen, und er trägt ihm auf: „Geh, zeig dich dem Priester und bring das Reinigungsoffer dar, wie es Mose angeordnet hat“ (Lk 5,14). Er weist seine Jünger an: „Geht nicht den Weg zu den Heiden und betretet keine Stadt der Samariter“ (Mt 10,5). Erst nach der Auferstehung sendet er sie zu den Heiden (Mt 28,19). In der Bergpredigt fasst Christus seine Stellung zum Gesetz zusammen: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen, bevor nicht alles geschehen ist“ (Mt 5,17f). Zur Bergpredigt gehören auch die sogenannten Antithesen. „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten ... nicht ehebrechen ... keinen Meineid schwören ... Ich aber sage euch ...“ (Mt 5, 21ff.). Setzt sich Jesus, der Herr, hier über die Gebote hinweg, indem er sie in eigener Machtvollkommenheit umformuliert? Man hat das so gelesen und konnte dann auch diese Worte für das Bild eines gesetzkritischen Jesus verwenden. Aber nein, diese Worte sind Auslegung des Gesetzes, in souveräner Vollmacht, gewiss,

aber immer so, dass der ursprüngliche Sinn der Gebote aufleuchtet. Seine Auslegung mildert die Gebote nicht, sie schwächt nichts ab, sie passt sich nicht an die in der Gesellschaft üblichen Verhaltensweisen an, auch nicht an neue Erkenntnisse der Wissenschaft. Vielmehr radikalisiert der Herr, er geht an die Wurzeln, und das mit ganzem Ernst. „Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“ (Mt 5,20). Das entscheidende Stichwort in dieser Auslegung der Gebote ist das „Herz“. „Jeder, der eine Frau ansieht, um sie zu begehren, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen“ (Mt 5,28). Hier ist eine Verbindung zur Prophetie des Jeremia mit Händen zu greifen: „Ich lege mein Gesetz in sie hinein und schreibe es auf ihr Herz.“ Nur wenn wir den Herrn so sehen, als einen Juden, der das Gesetz vollkommen erfüllt hat, von der Darstellung im Tempel bis zum Tod am Kreuz, können wir seine Sendung verstehen. Ich möchte das illustrieren an einem Buch, das dieser Tage erschienen ist und wahrscheinlich viel Staub aufwirbeln wird: Wolfgang Rothe, *Missbrauchte Kirche. Eine Abrechnung mit der katholischen Sexualmoral und ihren Verfechtern*, München 2021. Da ist auf Seite 16 zu lesen: „Weder in ihrer Fixierung auf Sexualität noch in deren Tabuisierung kann sie [die Kirche] sich, obwohl sie es absurderweise immer wieder versucht, auf Jesus von Nazareth berufen. Dieser hat zu Fragen der Sexualität, wenn überhaupt, dann nur widerwillig und ausweichend Stellung genommen. Er hat weder einen moralischen Ratgeber verfasst noch ein Sexualstrafrecht erlassen, sondern ‚ein Beispiel gegeben‘ (Joh 13,15). Dem Beispiel Jesu zu folgen hieße, tunlichst davon abzusehen, die legitimen sexuellen Vorlieben, Bedürfnisse und Handlungen anderer Menschen ermitteln, bewerten, analysieren, reglementieren oder gar unterdrücken zu wollen.“ Was ist dazu zu sagen? Dass Jesus, der Herr, „widerwillig und ausweichend“ über das sechste Gebot und über Ehescheidung geredet hätte, darauf muss man erst einmal kommen. Aber, damit hat Rothe recht, er hat kein Sexualstrafrecht erlassen. Das war auch nicht seine Aufgabe. Es gab nämlich schon ein



Sexualstrafrecht – in der Tora. Nach dem mosaischen Gesetz sind die „sexuellen Vorlieben, Bedürfnisse und Handlungen“ der Menschen durchaus nicht schon immer legitim, sondern sie unterliegen genauen Bestimmungen. Der Herr als gesetzestreuer Jude hat sie gehalten und anerkannt und nicht mit einem einzigen Wort relativiert oder ermäßigt. Der Herr lebt und hält die ganze Tora. Aber er macht nicht die ganze Tora zum Gegenstand seiner Verkündigung. Diejenigen Teile des Gesetzes, die den Pharisäern so wichtig sind, thematisiert er nicht. Wir hatten ja gesehen, dass im nachexilischen Judentum alles, was Israel von den Heiden unterscheidet und insofern die jüdische Identität sichert, ein großes Gewicht bekommt – Sabbat, Reinheitsvorschriften, Speisegesetze. Das alles und auch das Sexualstrafrecht hat Jesus nicht thematisiert, deswegen aber durchaus nicht missachtet oder abgeschafft. In seiner Verkündigung konzentriert er sich vielmehr auf jene Teile des mosaischen Gesetzes, die dem Naturgesetz entsprechen. „Meister, was muss ich Gutes tun, um das ewige Leben zu gewinnen?“ fragt ihn ein Mann, und der Herr antwortet: „Wenn du das Leben erlangen willst, halte die Gebote!“ Welche? „Du sollst nicht töten, du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch aussagen; ehre Vater und Mutter! Und: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ (Mt 19,16-19). In dieser Aufzählung nennt der Herr nur Gebote, die wir der zweiten Tafel zuordnen, unsere Pflichten gegenüber den Nächsten. Er erinnert nicht an die ersten drei Gebote, nicht an das Bilderverbot und nicht an das Sabbatgebote. Man darf daraus nicht folgern, dass Jesus, der Herr, nur an unseren Pflichten gegenüber den Mitmenschen interessiert sei. Der Grund für seine Beschränkung auf die zweite Tafel ist ein anderer: sie enthält jene Gebote, die mit dem Naturgesetz übereinstimmen. Indem er sich auf diese beschränkt, bereitet er den Weg der Kirche nach Ostern vor. Denn die Kirche wird das neue Gottesvolk sein aus Juden und Heiden. Das heißt nicht, dass die erste Tafel für den Herrn belanglos wäre, durchaus nicht. Das ersehen wir aus seiner Antwort, die er einem Schriftgelehrten auf





eine ähnliche Frage gibt (Mt 22, 36-40). „Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste?“ „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken. Das ist das wichtigste und erste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz samt den Propheten.“ Diese Antwort ist auf den ersten Blick nicht originell, denn sie besteht aus zwei Schriftzitaten, aus dem Buch Deuteronomium und aus dem Buch Levitikus. Jesus wählt sie, um damit die beiden Tafeln des Dekalogs zusammenzufassen: unsere Pflichten gegenüber Gott und unsere Pflichten gegenüber dem Nächsten. Indem er aber zwei Zitate wählt, die von der Liebe reden, der Liebe zu Gott und zum Nächsten, öffnet er die Tür zu einem neuen Verständnis des Gesetzes. „Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes“, wird der Apostel Paulus sagen (Röm 13,10). Das Neue, das Jesus, der Herr, bringt, besteht nicht in einer Abkehrung vom mosaischen Gesetz. Das Neue besteht in der Liebe, die er selber ist. Er vergibt Sünden. Sünden vergeben kann nur Gott, da haben die Schriftgelehrten völlig recht, und daran entsteht der Konflikt mit den jüdischen Autoritäten. Dieser Konflikt treibt auf seinen Tod am Kreuz hin. Am Kreuz zeigt sich: Das Volk der Juden in seiner Gesamtheit lehnt Jesus als Herrn und Christus und Sohn Gottes ab. Er aber erträgt diese Ablehnung und gibt sich in den Tod, nimmt den Tod auf sich. Damit erweist er sich als der Gottesknecht, den der Prophet Jesaja verkündet hat. „Mein Knecht, der gerechte, macht die vielen gerecht; er läßt ihre Schuld auf sich“ (Jes 53,11). Jetzt zeigt sich, dass das, was Mose in den kultischen Bestimmungen des Gesetzes verkündet hat, seinen Sinn nicht in sich selbst hatte. Vielmehr war es Vorausbild. Am Kreuz wird das mosaische Kultgesetz erfüllt und kommt damit an sein Ende. Tieropfer und Tempelgottesdienst sind jetzt Vergangenheit. Das Blut Christi besiegelt den Neuen Bund. Jetzt gilt ein neuer Kult. Beim Letzten Abendmahl setzt Jesus, der Herr, ihn ein: „Nehmt und esst, das ist mein Leib ... das ist das Blut des Neuen und ewigen Bundes.“ Gleich-

zeitig ist der Unterschied zwischen Juden und Heiden erledigt. Beide tragen die Verantwortung für den Tod des Gottessohnes. Mit ihm ist die trennende Wand zwischen Juden und Heiden niedergerissen (Eph 2,14). Damit verlieren auch alle Bestimmungen des mosaischen Gesetzes, die das Volk Israel von den Heiden absondern sollten, ihren Sinn und ihre Berechtigung. Die Beschneidung sollte ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Juden und Heiden sein. Es braucht sie nicht mehr. Die Speisegesetze dienten der Absonderung von den Heiden. Es braucht sie nicht mehr. Ja, sie sind jetzt kontraproduktiv. Denn in der Kirche, im Leib Christi, gehören Juden und Heiden zusammen. Jesus, der Herr, „stiftete Frieden und versöhnte die beiden (nämlich Juden und Heiden) durch das Kreuz mit Gott in einem einzigen Leib“ (Eph 2,16).

Die Kirche aus Juden und Heiden

Damit beginnt eine völlig neue Epoche in der Geschichte des Gesetzes. Die Kirche musste nach Pfingsten begreifen, was das Gesetz des Mose jetzt nach dem Kreuzestod des Herrn bedeutet. Heftige Auseinandersetzungen waren damit verbunden, von denen die Apostelgeschichte und die Briefe des Apostel Paulus berichten. So wie man Jesus, den Herrn, gerne als Überwinder des Gesetzes darstellt, so und noch viel mehr wird der Apostel Paulus für ein gesetzesfreies Christentum in Anspruch genommen. Beides ist falsch. Wenn der hl. Paulus Freiheit vom Gesetz verkündet, dann meint er die Freiheit von den Bestimmungen, die in Christus erfüllt sind (Kultgesetze), und von jenen Bestimmungen, die Juden von Heiden voneinander trennen, also vor allem die Beschneidung, die Speise- und Reinheitsgesetze. Die Heiden müssen nicht Juden werden, wenn sie an Christus glauben. Was aber Juden und Heiden verbindet, sind die moralischen Forderungen des Gesetzes. Den Heiden hat ja Gott das moralische Gesetz als Naturrecht in das Herz geschrieben. Und wo die Tora dieses moralische Gesetz formuliert, ist sie für Juden wie für Heiden gleichermaßen in Geltung. Der Apostel Paulus

kann sich in seiner Lehre ganz eng an die Verkündigung Jesu, des Herrn, anschließen. „Niemandem bleibt etwas schuldig, außer der gegenseitigen Liebe! Wer den andern liebt, hat das Gesetz erfüllt. Denn die Gebote: Du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht begehren! und alle anderen Gebote sind in dem einen Satz zusammengefasst: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. Also ist die Liebe die Erfüllung des Gesetzes (Röm 13,8- 99 10). Wieder hören wir eine Aufzählung der Gebote nur der zweiten Tafel. Paulus nennt das 6., das 5., das 7. Gebot und eine Kurzfassung für das 9. und 10.

Gebot. Und so wie Jesus fasst Paulus die Gebote im Liebesgebot zusammen. „Das ganze Gesetz ist in dem einen Wort zusammengefasst: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Gal 5,14). Der Neue Bund, wie ihn der Prophet Jeremia angekündigt hat, ist Wirklichkeit durch das Kreuz Christi. Jetzt schreibt Gott sein Gesetz in das Herz des Neuen Gottesvolkes, der Kirche aus Juden und Heiden. Das ist der Neue Bund. Jetzt liest die Kirche in ihrem Herzen das Gesetz. „Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer“, so zählt der hl. Paulus im Epheserbrief die einschlägigen Ämter auf (Eph 4,11), teilen mit, was sie im Herzen gelesen haben. Vor allen der Apostel Paulus.

In seinen Briefen, meistens im zweiten Teil, schildert er das neue Leben in Christus, so, wie es Gott ihm und der ganzen Kirche ins Herz geschrieben hat. Auch hier gilt wie schon beim Naturgesetz: Man kann das ins Herz geschriebene Gesetz des Neuen Bundes nicht präsentieren. Man kann nur immer neu den Reichtum des Neuen Gesetzes schildern und anwenden auf alle Lebensbereiche. Paulus zeigt, wie ein Leben mit den Geboten des Alten Bundes im Neuen Bund, in der Kirche aus Juden und Heiden aussieht. „Wir ermahnen euch, Brüder: Weist die zurecht, die ein unordentliches Leben führen, ermutigt die Ängstlichen, nehmt euch der Schwachen an, seid geduldig mit allen! Seht zu, dass keiner dem andern Böses mit Bösem vergilt, sondern bemüht euch immer, einander und allen Gutes zu tun. Freut euch zu jeder Zeit! Betet ohne Unterlass! Dankt für alles! ... Löscht den Geist nicht aus! Verachtet prophetisches Reden nicht! Prüft alles und behaltet das Gute! Meidet das Böse in jeder Gestalt!“ (1Thess 5,14-22). Der Abschnitt ist eingeleitet mit dem Wort „ermahnen“. Im griechischen Text steht das Wort *parakaleo*. Wir haben dafür im Deutschen keine



In der Danziger Marienkirche hängt die „Zehn-Gebote-Tafel“; dabei wird jedes Gebot mit Befolgung (links) und Missachtung (rechts) dargestellt.

Entsprechung. Man müsste „ermahnen“ und „trösten“ in ein deutsches Wort zusammenschieben können. Der Apostel liest, wenn man so sagen kann, in seiner Paraklese den Gläubigen das ins Herz geschriebene Gesetz vor, und das ist Ermahnung und Trost zugleich.

Der Dekalog in der Katechese der Kirche

Jetzt noch kurz zur nachbiblischen Geschichte der Gebote. Die Kirchenväter gehen in ihrer Moralkatechese vom Doppelgebot der Liebe aus und von der Bergpredigt mit ihren Seligpreisungen und sprechen dann von den Tugenden. Der Dekalog spielt dabei keine große Rolle. Die Bergpredigt ist bei den Kirchenvätern „der spezifische Text des Neuen Gesetzes, der dem Dekalog als spezifischem Text des Alten Gesetzes entspricht“ (Servais Pinckaers, Christus und das Glück. Grundriss der christlichen Ethik, Göttingen 2004, 80). Die Katechumenen mussten den Dekalog nicht auswendig lernen. Vom späten Mittelalter an, nach Thomas von Aquin, verschieben sich die Gewichte in der Moralthologie. War es noch bei Thomas in der Moralthologie um die Glückseligkeit des Menschen gegangen, so fragt die späte Scholastik mehr und mehr nach den Pflichten. Jetzt bekommt der Dekalog ein größeres Gewicht und hält Einzug in die Katechese. Dazu musste der Dekalog eine Überarbeitung erfahren. Die Formulierungen, die ausdrücklich an das Volk Israel gerichtet sind, werden ausgeschieden. Es bleibt alles das, was dem Naturgesetz entspricht. Das kann man wieder sehr schön im KKK sehen, wo die beiden biblischen Texte nebeneinander abgedruckt sind, und als dritte Spalte die „katechetische Überlieferung“. Diese dritte Spalte ist optisch leicht als eine abgespeckte Version erkennbar. Das heißt aber, wir haben die Gebote in der Form, wie sie die Kirche uns vorlegt. Man muss das einmal kurz bedenken. Nach dem biblischen Bericht hat Gott die Gebote unter gewaltigen Zeichen offenbart, fälschungssicher auf Steintafeln geschrieben. Trotzdem ändert die Kirche den Text. Sie übergeht das Bilderverbot, sie scheidet alles spezifisch Jüdische aus. Darf sie das? Darf sie sich vom biblischen Wortlaut entfernen? Die Calvinisten des 16. Jahrhunderts haben die Frage verneint und das Bilderverbot als 2. Gebot wiederhergestellt. Aber das ist ein Anachronismus. Nicht Mose legt uns die Gebote vor, sondern die Kirche – in der Vollmacht des Heiligen Geistes, den der Herr ihr gegeben hat.

Die Gebote im Lehramt der Kirche

Und weiter noch: Die Kirche legt uns die Gebote nicht nur vor, sie legt sie auch verbindlich aus. Denn die Gebote sind ja eine Kurzfassung des Gesetzes oder, wie der Catechismus Romanus von 1566 sagt, „die Summe und der Auszug aller Gesetze“, „Summa und Epitome“ (III, 1,1). In dieser Kürze sind die Gebote auslegungsbedürftig. Was heißt „töten“? Ist damit auch das Schlachten von Tieren gemeint? Todesstrafe? Krieg? Abtreibung? Suizid? Hier gilt, was das 2. Vatikanische Konzil in der dogmatischen Konstitution über die Offenbarung sagt: „Die Aufgabe, das geschriebene oder überlieferte Wort Gottes verbindlich zu erklären, ist nur dem lebendigen Lehramt der Kirche anvertraut, dessen Vollmacht im Namen Jesu Christi ausgeübt wird“ (DV 10). Dazu haben wir den großen Katechismus der Katholischen Kirche von 1993 (KKK). Und gerade in

den Fragen, die heute durch den medizinischen Fortschritt aufgeworfen werden und das 5. und 6. Gebot betreffen, hat Papst Johannes Paul II. der Kirche einen ungeheuren Schatz der Auslegung und Erklärung geschenkt. Aber nicht nur das oberste Lehramt ist hier gefordert, sondern auch der schlichte Seelsorger. Der Catechismus Romanus sagt sehr schön und beherzigenswert an die Pfarrer gerichtet: „Da die Zehn Gebote die Summe des ganzen Gesetzes sind, so müssen die Seelsorger Tag und Nacht in der Betrachtung darüber verweilen. Nicht nur um ihr eigenes Leben nach dieser Richtschnur zu ordnen, sondern auch um das ihnen anvertraute Volk im Gesetz des Herrn zu unterweisen“ (Cat. Rom. III, 1,2). Die Kirche legt uns nicht nur Gottes Wort und damit auch seine Gebote vor. Sie formuliert darüber hinaus in eigenem Namen Gesetze und verpflichtet die Gläubigen, sie einzuhalten. Dabei kommt ein umfangreiches Gesetzbuch zustande, der Codex Iuris Canonici mit 1752 canones. Dadurch wird aber die katholische Kirche nicht zu einer Gesetzesreligion. Kein schlichter Gläubiger muss sich den CIC in den Bücherschrank stellen. Es ist Aufgabe der Hirten, in der Predigt und in der Unterweisung den Gläubigen das Nötige mitzuteilen. Wie nun die Zehn Gebote eine Kurzfassung des mosaischen Gesetzes sind, Summa und Epitome, so haben wir eine Kurzfassung der für die Laien einschlägigen Kirchengesetze in den fünf Kirchengeboten. Wir finden die Kirchengebote im KKK und im Gotteslob (GL) von 2013. Beim KKK ist zu beachten, dass 1997, vier Jahre nach Erscheinen, einige Änderungen vorgenommen wurden; davon sind auch die Kirchengebote betroffen. Im neuen GL findet man die derzeit gültige Fassung der Kirchengebote (GL 29, 7): 1. Teilnahme an der hl. Messe an Sonn- und gebotenen Feiertagen, 2. Beichte wenigstens einmal im Jahr, 3. Kommunion wenigstens zur österlichen Zeit, 4. Fast- und Abstinenztage, 5. der Kirche in ihren materiellen Erfordernissen beistehen. Ich möchte hinweisen auf eine Änderung gegenüber dem alten GL von 1975. Dort war das Fastengebot so sehr verdünnt, dass es nun wirklich niemandem mehr wehtun konnte: „Am Freitag bring ein Opfer!“ (GL 1975, 67,3). Das neue GL von 2013 kehrt zur alten Ordnung zurück: „Halte die von der Kirche gebotenen Fast- und Abstinenztage!“, und gibt dazu eine klare Erläuterung. Wozu dienen die Kirchengebote? Im KKK ist das sehr klar und deutlich gesagt: „Der verpflichtende Charakter dieser von den Hirten der Kirche erlassenen positiven Gesetze will den Gläubigen das unerlässliche Minimum an Gebetsgeist und an sittlichem Streben, im Wachstum der Liebe zu Gott und zum Nächsten sichern“ (KKK 2042). Das Minimalprogramm eines geistlichen katholischen Lebens! Billiger ist es nicht zu haben, sagt uns die Kirche in ihrer Hirtensorge um das Heil der Seelen. Was den Verbindlichkeitsgrad dieser Forderungen angeht, spricht der Katechismus eine klare Sprache: „verpflichtender Charakter“. Die deutschen Bischöfe wollen dieses harte Wort ihren lieben Deutschen nicht zumuten und schwächen es im Gotteslob 2013 etwas ab: „Sie haben verbindlichen Charakter“ (GL 29,7). Schränken die Kirchengebote unsere Freiheit ein? Ich denke, jeder, der die Ziele bejaht, die der Katechismus formuliert, nämlich Gebetsgeist, sittliches Streben, Wachstum der Liebe zu Gott und zum Nächsten, wird froh sein über die Hilfe, die ihm hier gegeben wird. Die Kirche gibt Gebote, sie tritt als Gebieterin auf. Wacht sie auch darüber, ob die Gebote befolgt werden? Hier ist leider nicht sehr viel zu berichten. Bei den

ersten vier Geboten, die sich auf unser geistliches Leben beziehen, schauen die deutschen Bischöfe durch alle Zehn Finger. Kirchliche Mitarbeiter, auch solche in der Seelsorge, werden von ihren Hirten nicht auf die Einhaltung dieser Bestimmungen angesprochen. 2012 bis 2014 wurde eine großangelegte Befragung von Mitarbeitern in der Seelsorge durchgeführt. Da zeigte sich: 54% der Priester und 91% der Pastoralreferenten gehen nur einmal im Jahr oder seltener zur Beichte. Das heißt, sie begnügen sich mit dem „unerlässlichen Minimum“, das das 2. Kirchengebot formuliert, oder sie erfüllen das Gebot gleich gar nicht. Ich befürchte, das sind recht viele. Und leider konnte man nicht erleben, dass unsere Bischöfe ihre Priester und ihre Pastoralreferenten im Anschluss an diese Seelsorgerstudie zur Beichte ermahnt hätten. Professor Thomas Sternberg, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, hat in einem Interview mit einer slowakischen Internetzeitung über die Beichtpraxis in Deutschland gesprochen. In diesem Zusammenhang wurde er gefragt: „In Ihrem ZdK kennen Sie keinen Menschen, der zur Beichte gehen würde?“ Sternberg: „Nein, ich kenne niemanden.“ Wie kann es aber sein, dass Menschen, die ein wichtiges Kirchengebot nicht erfüllen, auf dem Synodalen Weg über die Zukunft der Kirche beraten und dabei grundstürzende Änderungen herbeiführen wollen? Bei den ersten vier Kirchengeboten sind unsere Bischöfe überaus nachsichtig, nicht aber beim fünften: „Steh der Kirche in ihren Erfordernissen bei!“ Hier greifen sie sofort und konsequent durch.

LEBEN MIT DEN GEBOTEN

Wie kann ein Leben mit den Geboten aussehen? Im 119. Psalm gibt uns die Hl. Schrift eine wunderbare Anleitung zu einem Leben mit den Geboten. Dieser Psalm ist der längste der biblischen Psalmen. Ein alphabetisches Gedicht: für jeden Buchstaben 8 Verse. Das hebräische Alphabet hat 22 Buchstaben, 22 mal 8 gleich 176 Verse. 176 Verse für nur ein Thema: Gott, du hast uns deine Gebote gegeben – wie gut! Auch im Stundengebet spielt dieser Psalm eine Sonderrolle. Weil er so lang ist, kann man ihn nicht gut an einem Stück beten. An den Werktagen, in der hora media, also Terz oder Sext oder Non, werden jeweils acht Verse eines Buchstabens gebetet, ein Achterpäckchen. Dadurch ist dieser Psalm im Stundengebet fast täglich präsent. Im alten Brevier, das Papst Benedikt uns wieder zu beten erlaubt hat, wurde der 119. Psalm an jedem Sonntag vollständig gebetet, verteilt auf Prim, Terz, Sext und Non. Bis 1911 aber, bis zur Brevierreform von Papst Pius X., wurde der 119. Psalm täglich ganz gebetet, in der Prim, Terz, Sext und Non. Das muss man sich einmal vorstellen: der hl. Pfarrer von Ars oder der hl. John Henry Newman, sie haben täglich diese 176 Verse gebetet, spätestens seit ihrer Priesterweihe. Zunächst auch Martin Luther. Er schreibt noch 1521: „Der heylig König und prophet David hatt eyne psalmen gemacht hundert sechß und sibentzig versen lang, und ist der aller lengist, grossist psalm unter allen, den man teglich eyn mal yn die prim, tertz, sext und none geteylet ynn den kirchen singet und lißett ...“ (WA 8, 140). Tägliche Besinnung auf die Frage: Wie sieht ein Leben mit den Geboten aus? Wir lassen uns jetzt anleiten von Psalm 119 und fragen: Wie sollen wir mit Gottes Geboten leben?

Wir lernen die Gebote

„Mit lauterem Herzen will ich dir danken, wenn ich deine gerechten Entscheide lerne“ (Vers 7). 613 Gebote kann niemand lernen, wohl aber zehn. Zehn ist keine heilige Zahl, sondern eine praktische: Wir sollen die Gebote an den zehn Fingern aufzählen können, so dass keines vergessen wird. Das soll am Anfang eines christlichen Lebens stehen: Die Gebote lernen. In der Kindheit und in der Jugend braucht es eine klare katechetische Unterweisung. Dazu gehören die Gebote. Ich bin in der lutherischen Kirche mit Martin Luthers Kleinem Katechismus aufgewachsen. Er ist als ganzer eine didaktische und sprachliche Großleistung, und da, wo er von den Geboten handelt, auch theologisch eine Großleistung. Ich kann ihn nur als geistliche Lektüre empfehlen, in seinem Ersten Hauptstück von den Geboten. Leider haben wir in der katholischen Kirche keine vergleichbare katechetische Tradition. Das führt dazu, dass wir keinen allgemeinverbindlichen Text des Dekalogs haben. Gotteslob von 1975, GL von 2013, KKK, KKKK – immer neue und andere Formulierungen der Gebote. Bei den Lutheranern ist das anders, dort haben alle Generationen seit dem 16. Jahrhundert den gleichen Text gelernt.

Wir betrachten die Gebote

Wir erforschen sie und sinnen über sie nach. „Ich will nachsinnen über deine Befehle.“ (Vers 15) „Wie sehr liebe ich deine Weisung, den ganzen Tag bestimmt sie mein Sinnen“ (Vers 97). Die lateinische Bibel, die Vulgata, übersetzt: „tota die meditatio mea est“ – den ganzen Tag über ist dein Gesetz meine Meditation, Gegenstand meiner Betrachtung. Wir machen uns ein Bild davon, wie alles zusammenhängt im Alten und im Neuen Bund, die Gebote vom Sinai und das Gesetz Christi. Wir betrachten, erforschen und erwägen, wie sich die göttliche Ordnung ausdrückt in den einzelnen Bestimmungen des Gesetzes und entdecken ihre Schönheit. Die Betrachtung, die im



Der kleine Katechismus : Von den Eisenacher Kirchen-Konferenz revidierter Text / Dr. Martin Luthers Strassburg, Buchdruckerei der „Heimat“, 1898, 32 p., 18,5 cm
Médiathèque protestante de Strasbourg.
Cote : A Va 0116

Geist stattfindet, die Theorie, kann man nicht säuberlich trennen von der Erkenntnis, die wir durch die Praxis erwerben. Im lateinischen Text steht oft das Wort „exerceri“. „In mandatis tuis exercebor“ – „In deinen Geboten werde ich mich üben.“ Damit ist beides gemeint, Theorie und Praxis. Wir üben die Gebote ein und üben sie aus, und indem wir sie ausüben, üben wir sie ein. Unser Herz und unsere Gefühle bleiben nicht kalt bei dieser Betrachtung der Gebote. „Ich suche dich mit ganzem Herzen. Lass mich nicht abirren von deinen Geboten!“ (10) – „Meine Seele verzehrt sich vor Verlangen nach deinen Entscheiden allezeit“ (20). – „Meinen Mund tat ich auf und lechzte, nach deinen Geboten habe ich Verlangen“ (131). Wir strecken uns mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit unserem ganzen Denken (Mt 22,37) aus nach dem Wort und der Weisung Gottes.

Wir bewahren die Gebote in uns

„Gib mir Einsicht, damit ich deine Weisung bewahre!“ (34) Was wir gelernt und betrachtet haben, soll unser fester Besitz werden. Wir wollen uns nicht hin- und herwerfen lassen von gesellschaftlichen Strömungen und von den angeblich neuen Erkenntnissen der Wissenschaft. Wir wollen verlässlich zurückgreifen können auf das, was durch die Gebote und durch das Gesetz Christi Grundlage unseres Denken und Handelns ist. Denn sonst sind wir in Gefahr. „Ich barg deinen Spruch in meinem Herzen, damit ich gegen dich nicht sündige“ (11). Unsere Treue gegenüber den Geboten antwortet auf die Treue und Verlässlichkeit Gottes. „O Herr, in Ewigkeit steht aufrecht dein Wort am Himmel“ (89). Das göttliche Gesetz ist uns zwar in der Zeit offenbart worden und hat insofern seine Geschichte. Aber in seinem Kern ist es der Zeit überhoben. In seinem Kern ist es Naturrecht, das dem Menschen von Anfang an ins Herz geschrieben ist. „Den 107 Uranfang habe ich erkannt aus deinen Zeugnissen, denn bis in Ewigkeit hast du sie gegründet“ (152). Was für ein großer Satz: „Den Ur-

anfang habe ich erkannt aus deinen Zeugnissen“. Gottes Wort in diesem Psalm leitet uns an, die Gebote zu lernen, zu betrachten und im Herzen zu bewahren. Wenn wir das tun, will Gott uns mit immer neuer und immer größerer Freude beschenken. „Am Weg deiner Zeugnisse habe ich Freude, wie an jeglichem Reichtum“ (14). – „Ich ergötze mich an deinen Geboten, die ich liebe“ (47). – „Wie süß ist dein Spruch meinem Gaumen, meinem Mund ist er süßer als Honig“ (103). – „Entzückt bin ich über deinen Spruch wie einer, der reiche Beute fand“ (162).

Die Gebote als Weg

Die Gebote erscheinen im Buch von Kardinal Marx als Stützen einer unfreiheitlichen Ordnung. Der 119. Psalm leitet uns zu einer anderen Sicht an: „Ich sah, dass alles Vollkommene Grenzen hat, doch dein Gebot ist von unendlicher Weite“ (96). Einem Außenstehenden wird man das kaum vermitteln können. Aber in dem Maße wie wir uns hineinbegeben durch Lernen, Betrachten und Bewahren, im Gebet gerade auch unseres Psalmes, in dem Maße werden wir immer gewisser werden auf unserem Weg. Mit dem Stichwort „Weg“ komme ich zu einem letzten Gedanken. In unserem Thema werden die Gebote „Leitplanken auf dem Weg“ genannt, die als Schutz für die Freiheit dienen. In der Antike gab es noch keine Leitplanken. Das entsprechende biblische Bild wäre der Zaun. Aber der 119. Psalm verwendet nicht das Bild vom Zaun, vielmehr immer wieder das Bild vom Weg oder Pfad. „Weise mir, Herr, den Weg deiner Gesetze! Ich will ihn bewahren bis ans Ende.“ Die Gebote sind Leitplanken und noch viel mehr als Leitplanken, sie sind der Weg selber. „Ich will laufen den Weg deiner Gebote, denn mein Herz machst du weit“. Dieses Wort führt uns in die Mitte unseres Glaubens. Im Neuen Bund schreibt Gott sein Gesetz auf unser Herz, und dadurch sind wir verbunden mit dem, der von sich sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6).



*Codex Iuris Canonici
Decretales von Gregor IX. mit Kommentar von Bernhard
von Parma, Manuskript von ca. 1290, Laurentianische
Medici-Bibliothek, Teil des Corpus Iuris Canonici.*



*Eine Seite aus dem Psalter der Königin Isabella von England.
Sie zeigt das Ende von Psalm 119 und den Anfang von Psalm 120*

Alfons Zimmer:

Gereon trifft Ursula

Köln feiert seit 2023 die beiden Stadtpatrone mit einem gemeinsamen Fest



Ursulaschrein und Gereon-Reliquiar 2023 vor dem Altar der romanischen Kirche St. Gereon, Köln

St. Gereon schaut verwundert und verlegen. Ihn besucht die heilige Ursula in ihrem goldenen Schrein. Noch nie sind sich beide in ihren kostbaren Reliquienbehältnissen so nahegekommen. Im Oktober 2023 kam es zur ersten Begegnung.

Bei der großen Prozession der goldenen Heiligenschreine durch das kriegszerstörte Köln 1948 war Gereon in seiner Reliquienbüste nicht dabei. Er fehlte auch bei der Schreinprozession 1980 anlässlich der 100-Jahr-Feier der Domvollendung und ebenso bei der Bittprozession im Jahr der romanischen Kirchen 1985.

Beide müssen sich noch ein wenig aneinander gewöhnen, obwohl sie vieles gemeinsam haben. Ihre Kirchen liegen nur 850 Meter Fußweg auseinander. Beide sind Stadtpatrone Kölns. Beide sind Kölner Märtyrer aus dem 4. Jahrhundert. Beide bekennen sich unter Lebensgefahr zu Christus und zu christlichen Werten. Beide haben eine größere Gefolgschaft, die ihr Schicksal teilt, Ursula ihre Gefährtinnen und Gereon die Mitglieder der Thebäischen Legion, dunkelhäutigere christliche römische Soldaten aus Luxor in Ägypten.

Der Legende nach folgen sie dem Kaiser als ihrem Feldherrn, aber sie weigern sich, ihn als göttlich zu verehren.

2023 feiert die Kölner Kirche Gereon und Ursula erstmals gemeinsam. 2024 ist es schon Tradition, – „neue Traditionsveranstaltung“, sagt ein Bürgermeister –, und ab 2025 Brauchtum. Ihrer beider Namenstage liegen nur 11 Tage auseinander. Es verwundert, dass man erst spät auf den Gedanken kommt, die Feste der neben den Dreikönigen einzigen Kölner Stadtpatrone zu verbinden. Vor der Festmesse am 10. Oktober, dem Gereonstag, wird der Reliquienschrein St. Ursulas in die romanische Gereonskirche gebracht. Hierher ging Heinrich Böll mit seinen Gästen (und nach St. Maria im Kapitol), nicht zur vornehmsten Kölner Adresse, dem Dom. Der innen blutrot bemalte, auf das Martyrium der Thebäischen Legion verweisende Kuppelbau ist in spätromanischer Zeit auf einem spätantiken, auch schon überkuppelten Ovalbau des 4. Jahrhunderts errichtet. Es war seinerzeit neben dem Pantheon in Rom und der Hagia Sophia in Konstantinopel der größte Kuppelbau weltweit. Die Kölner sehen sich selbstverliebt gerne in einer Reihe mit Westrom und Ostrom.

Am Sonntag zwischen den Namens-tagen wird im Beisein der Reliquien der beiden eine feierliche Vesper gehalten. Prominente Predigerinnen und Prediger werden dazu eingeladen. Anschließend ziehen die Gläubigen samt designiertem Dreigestirn und Traditions-korps mit den Reliquien Ursulas und Gereons in die blumen- und kerzengeschmückte St. Ursulakirche. In den Zwischentagen gibt es Führungen, Musikalisches und besondere Gebetszeiten. Die Festtage schließen ab mit der Festmesse in St. Ursula am Ursulatag, dem 21. Oktober. Die Basilika ist nicht nur Erinnerungsort an das Martyrium der hl. Ursula und ihrer Gefährtinnen, sondern an das Blutzeugnis von Christinnen und Christen weltweit. Als Kontrapunkt zum historischen Kirchraum ist in einer seitlichen Apsis ein kleiner moderner Andachtsraum entstanden. Namen, Daten, Worte von Märtyrerinnen und Märtyrern des 20. Jahrhunderts erscheinen auf transparenter Leinwand an der symbolträchtig hellsten, lichtreichsten Stelle der Ursulakirche. Gereon und Ursula sind, wenn auch der historische Kern ihrer Lebensgeschichten nur schwer aus der Legende herauszuschälen ist, wichtige Identifikationsfiguren für uns Heutige. Ohne Mut zum Bekenntnis geht Glaube nicht, nicht heute und in Zukunft noch weniger. ■

Die katholische Kirche hat das Wort Jesu bewahrt

Plädoyer für einen kirchlichen Glauben

Warum ist es sinnvoll, den Weg des Glaubens in Gemeinschaft mit der Katholischen Kirche zu gehen? Wer dies heute bejaht, beweist viel Mut, denn er muss mit starkem Gegenwind rechnen, damit, dass sich andere von ihm abwenden – auch wenn es gute Argumente für diesen Glauben mit der Kirche gibt. Diese zu benennen erfordert nicht nur Mut, sondern auch ein solides Wissen und – eine persönliche Liebe zu dieser Kirche, die ansteckend ist. Wer die Frage, warum es gut ist, mit der Kirche zu glauben, mit „Ja“ beantwortet, der muss also argumentieren, aber auch bekennen – und dann wird er auch andere überzeugen können, die wirklich offen sind für diese Frage. Und ja, es gibt auch heute noch Christen, die diese Offenheit an den Tag legen.

Eine solche von Überzeugungs- und gleichzeitig Zeugniskraft getragene Argumentation durfte ich vor einiger Zeit in einem Vortrag von P. Dr. Lorenz Gadiant aus dem Vorora-

torium des heiligen Philipp Neri in Ingolstadt erleben. Er hat auch beim Kongress „Freude am Glauben“ 2019 in Ingolstadt eine Gebetszeit gestaltet.

Lorenz Gadiant kommt aus der Schweiz, näher hin aus Luzern, aus derselben Stadt, aus der auch der wohl bedeutendste Schweizer katholische Theologe des 20. Jahrhunderts stammt: Hans Urs von Balthasar. Auch Balthasar hat sich der Frage gestellt, warum es gut ist mit der Kirche zu glauben – und er brachte damals ganz ähnliche Argumente wie Lorenz Gadiant, wobei sich Gadiant sehr anschaulich dem Thema näherte.

Gleich zu Beginn zückte er sein Handy und erzählte den interessierten Zuhörerinnen und Zuhörern, dass er vor kurzem ein E-Mail bekommen habe. „Sie haben gewonnen“, war darauf zu lesen. Allerdings hätte er, um an den Gewinn zu kommen, einen Link öffnen müssen. Das aber hat er tunlichst vermieden, denn an



P. Dr. Lorenz Gadiant bei seinem Vortrag: Die Frohbotschaft Jesu Christi ist vertrauenswürdig – anders als so manche falsche „Frohbotschaft“ auf dem Handy

dieser „Frohen Botschaft“ war wohl etwas faul.

Die christliche Botschaft ist hingegen eine echte Frohbotschaft. Sie



Das Zeugnis der Apostel: Grundlage für den von Christus gestifteten kirchlichen Glauben – Spinello Aretino: Die zwölf Apostel mit der Gottesmutter, Kirche San Francesco, Arezzo

verheißt uns ein erfülltes Leben nach dem Tod, sie sagt, dass unser Leben kein Zufallsprodukt ist, sondern dass es einen universalen Schöpfergott gibt, der sich für jeden einzelnen Menschen ganz persönlich interessiert. Und sie ist vertrauenswürdig, weil ihre Boten, die Apostel, ebenso vertrauenswürdig sind, wie der eigentliche Überbringer der Botschaft Jesus Christus. Die Apostel haben der Botschaft Jesu so sehr geglaubt, dass sie bereit waren, dafür das Martyrium zu erleiden. Und auch Jesus selbst hat als der Bote seines göttlichen Vaters den gewaltsamen Tod am Kreuz erlitten.

Nicht vergessen werden darf, dass diese Botschaft nach dem Zeugnis der Apostel nicht von Menschen gemacht ist, sondern sie von Gott kommt.

Demzufolge ist die Grundlage der Kirche, die auf die Apostel aufbaut, dass sie ein Zeugnis weitergibt, das von Gott kommt. Kirche hat nur deshalb Autorität, weil sie das annimmt,

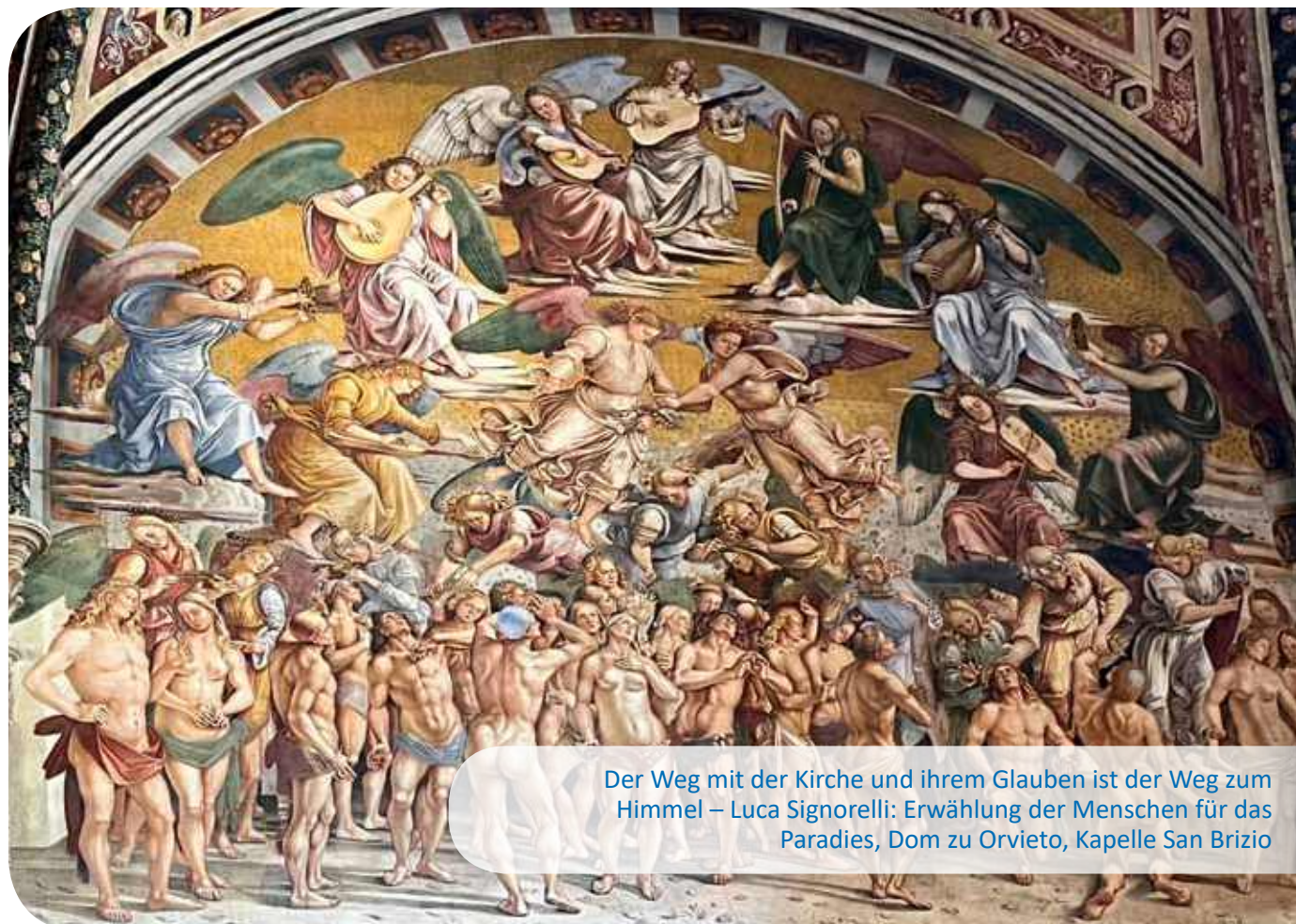
was ihr von Gott geschenkt worden ist, sie hätte keine Autorität, würde sie eine von Menschen gemachte Botschaft weitergeben.

Diese gottgegebene Botschaft muss sie auch überzeugend weitergeben, nur dann hat sie wirkliche Autorität. Diese Autorität muss authentisch sein, Verkündigung darf nie aufgesetzt sein, sondern der Verkündiger muss das fest glauben, was er sagt. Und er muss auch Vertrauen schaffen, weil die Botschaft auf Gottvertrauen aufbaut.

Um in dieses Vertrauen hineinzuwachsen, dass durch Gott alles gut wird, müssen wir Menschen uns in den Hörraum der Kirche begeben. Wenn ich der Kirche traue, kann ich Vertrauen finden. Gadiant erinnerte an die Tauf liturgie der frühen Kirche, wo die gängige Antwort des Täuflings auf die Frage des Taufspenders, worum er die Kirche bitte, nicht (so wie in der Liturgie heute) lautete: „Die Taufe“, sondern: „Der Glaube“ (heute nur eine alternative Antwort).

Die Kirche soll also den Täufling in den Glauben hineinführen, in das Vertrauen darauf, dass Gott alles zum Guten wendet.

Allerdings hat die Kirche heute sehr viel an Vertrauen verloren. Gadiant führte das nicht allein auf den Missbrauchsskandal zurück. Grundsätzlich gebe es im Menschen, bedingt durch die Erbsünde, eine Haltung Gott nicht vertrauen zu wollen, sondern alles bewerkstelligen zu können. Spätestens seit der Aufklärung bahnt sich eine Entwicklung an, die Botschaft Jesu in Frage zu stellen. Deutlich wird es vor allem in den Naturwissenschaften, deren Denkweise allerdings heute bestimmend ist. Was dem nicht entspricht, wird schlechterdings als falsch befunden – ein Dogma unserer Zeit, das aber nicht bewiesen werden kann. So lehnen viele ein Eingreifen Gottes in die Welt rundweg ab und stellen so Grundlegendes für unseren Glauben in Frage. Das fand auch Einzug in die Theologie. So leugnete der evangelische Theologe Rudolf



Der Weg mit der Kirche und ihrem Glauben ist der Weg zum Himmel – Luca Signorelli: Erwählung der Menschen für das Paradies, Dom zu Orvieto, Kapelle San Brizio



Das Wunder der Auferstehung, zentral für unseren Glauben –
Der Auferstandene mit Bernhardin von Siena und Katharina von
Alexandrien, Fresko 15. Jhdt. S. Andrea, Maderno am Gardasee

Bultmann, der an sich ein frommer Mann war, die Wunder Jesu, indem er eine „Entmythologisierung“ des Neuen Testaments betrieb. Eugen Drewermann schließlich spricht im Zusammenhang mit den Wundern nur noch von Bildern und Symbolen. Dazu komme, dass heute die Welt in den Wissenschaften und auch in Medien wie etwa dem Kulturkanal „arte“ weitgehend rein materialistisch gedeutet werde, wo eine geistige Welt und Gott natürlich keinen Platz haben. Andererseits, so ein Argument aus dem Publikum, gebe es tatsächlich Wunder gerade in solchen Kreisen, die dafür offen sind. Und P. Gadiant erinnerte daran, dass auch Jesus da keine Wunder tun konnte, wo kein Glaube war.

Was den Missbrauch in der Katholischen Kirche betrifft, sei es in jedem Fall wichtig und richtig, diesen zu verhindern, dadurch, dass alles beim Namen genannt wird und die Täter aus dem Verkehr und zur Rechenschaft gezogen werden, genauso wie jene, die das Unrecht vertuscht haben.

Allerdings darf der Missbrauch nicht Anlass geben, das System der Kirche in Frage zu stellen – wie es etwa beim „Synodalen Weg“ in Deutschland festzustellen ist. So stellte Gadiant heraus, dass sich bereits in der frühen Kirche eine Hierarchie herausgebildet habe, wo Männer in Führungspositionen waren, anders als etwa in der antiken Umwelt. Hierarchie aber habe nur dann tatsächlich ihre Berechtigung, wenn sie ihre Führung in die Hände Gottes lege. Menschengemachte Machtpositionierungen seien in jedem Fall fehl am Platz.

Auch das Anliegen, der Kirche eine demokratische Struktur zu geben, sah Gadiant skeptisch. Über Glaubenswahrheiten wie etwa die Gottheit Jesu Christi könne man nicht mit einer Mehrheitsentscheidung abstimmen.

Wie aber ist es möglich, Vertrauen zurückzufinden? Gadiant sah eine Möglichkeit darin, sowohl die mütterliche wie auch die väterliche

Seite der Verkündigung zu pflegen, wo gerade auch die Eltern gefragt seien. Die mütterliche Seite zielt auf das Gefühlvolle und Erfahrungsbezogene ab, wodurch Vertrauen zu Gott geweckt werden könne. Allerdings dürfe die väterliche Seite nicht fehlen, die eher das Inhaltliche betone. Eine rein gefühls- und erfahrungsbezogene Glaubensvermittlung könne nämlich dazu führen, dass der Glaube später für eine Märchenstunde gehalten werde. Eine männlich-väterliche Verkündigung lasse gerade auch die Glaubensinhalte verlässlich erscheinen, wenn etwa Kinder die Erfahrung machen, dass ihre starken Väter vor Gott auf die Knie gehen.

Abschließend erinnerte der Referent an das Gleichnis Jesu vom Schatz im Acker und gab ihm eine – überraschende – Deutung auf die Wirklichkeit der Kirche hin. Demjenigen, der nach dem Gleichnis den Schatz erwirbt, bleibt es nicht erspart, auch den Acker mit all seinem Schmutz zu kaufen. ○

DER ROSENKRANZ



E inleitung

Über das Rosenkranzgebet nachzudenken, ist in diesem Jahr aktueller denn je. Hundert Jahre sind vergangen, seit Maria sich in Fatima als Rosenkranzkönigin offenbart hat. Die Botschaft der sechs Marienerscheinungen durchzieht der Aufruf, täglich den Rosenkranz zu beten und dadurch das Ende des Ersten Weltkrieges zu erleben. Allein dies ist bemerkenswert, weil das Ende eines Krieges zwar hintergründig auch ein geistliches, vordergründig aber zunächst einmal ein innerweltliches Anliegen ist. Gebet und Wirksamkeit des Rosenkranzes werden somit von der Gottesmutter selbst in direkten Bezug zur aktuellen Zeitlage gebracht.

Die Zeitlage, in der wir stehen, kennt viele Faktoren, die uns zur Befürchtung einer bedrohlichen Zukunft veranlassen können. Zu wachsenden gesellschaftlichen Instabilitäten aller Art tritt vor allem auch die stetig zunehmende Herausforderung durch den Islam. Dies soll jetzt nicht weiter entfaltet werden. Vielmehr wollen wir anknüpfen an der genannten Aufforderung Marias in Fatima, den Rosenkranz für den Frieden in der Welt zu beten. Diese Aufforderung stellt eine spezifische Dimension der Theologie des Rosenkranzes ins Zentrum, nämlich die fürbittende Kraft, die Wirk-

samkeit. Hierbei ist aber nicht in erster Linie jener Einfluss gemeint, den das Rosenkranzbeten auf die Beter selbst hat, auch nicht in erster Linie jene Verdienstlichkeit, die auf den Lohn des ewigen Heiles verweist, sondern die Auswirkung auf die Weltlage. Zugleich geht es nicht einfach darum, welcher Segen der Marienverehrung im Allgemeinen zukommt; nicht die Person der Gottesmutter für sich genommen steht im Zentrum der Frage. Ganz präzise müssen wir den Fragepunkt vielmehr darauf festlegen, welche Weltwirkung spezifisch dem Rosenkranzgebet eigen ist.

1. Die Frage nach der Wirkmacht des Rosenkranzes in der neueren Theologie

Vorweg ist dazu erwähnenswert, dass dieser exakte Fragepunkt vielfach unbeachtet bleibt. Innerhalb der Beiträge über den Rosenkranz findet sich diese Fragestellung beispielsweise in keiner der drei Ausgaben des „*Lexikon für Theologie und Kirche*“, auch nicht im „*Marienlexikon*“, und auch nicht in dem „*Nuovo Dizionario di Mariologia*“. Auch große Theologen wie Hans Urs von Balthasar, Karl Rahner oder Joseph Ratzinger scheinen diesen Aspekt nicht näher behandelt zu haben. Romano Guardini hält immerhin fest: „Der Rosenkranz ist eine uralte Andacht, die einen unabsehlichen Einfluß ausgeübt hat.“ Dies bezieht Guardini dann aber auf die Wirkung dieses Gebetes auf den Beter selbst.

Umso bemerkenswerter ist, dass Kardinal Scheffczyk in seinem schönen Marienbuch „*Maria. Mutter und Gefährtin Christi*“ – nach einem kur-

zen historischen Abriss – genau diese Frage nach der fürbittenden Weltwirkung des Rosenkranzes an den Beginn seiner näheren Erörterung stellt, wenn er schreibt:

„Die *aus diesem privat und öffentlich geübten Gebet erwachsene religiöse Kraft* stellt ein glanzvolles Phänomen in der katholischen Frömmigkeitsgeschichte dar, das aus äußeren Gründen allein nicht zu erklären ist. So ist man auch hier gehalten, auf *das Wesen und die innere Struktur* dieser Gebetsform zu achten, die wiederum eine *tiefe innere Verquickung von Christusverehrung und Marienfrömmigkeit* zeigt, so dass sich zuletzt die *geschichtliche Wirkmacht* dieses Gebetes gerade wieder aus dieser Verbindung erklären läßt.“

Scheffczyk spürt also, dass gerade die Frage nach der Wirkmacht dazu veranlasst, über „das Wesen und die innere Struktur“ des Rosenkranzes nachzudenken. Das ist argumentativ bemerkenswert, ebenso die damit verbundene weit nach vorne weisende Intuition, die Wirkmacht des Rosenkranzgebetes genauerhin der „innere[n] Verquickung von Christusverehrung und Marienfrömmigkeit“ zuzuschreiben. Die Aussageabsicht der im weiteren Verlauf versuchten theologischen Erwägung zum Rosenkranz besteht darin, Scheffczyks Intuition bis in die letzte Konsequenz zu Ende zu denken. Denn Scheffczyk lässt es bei diesen äußerst knappen Andeutungen bewenden, und im Folgenden werden wir sehen, dass auch lehramtliche Stellungnahmen die letzte gedankliche Synthese, auf die diese Intuition hinausläuft, noch nicht erreichen.

und seine Wirkung

Aussagen des Lehramts und Anregungen nach Leo Kardinal Scheffczyk

2. Die Wirkmacht des Rosenkranzes in lehramtlicher Bezeugung

Dem insgesamt spärlichen Befund bei den Theologen darf aber entgegengehalten werden, dass die Bezeugung der Fatimabotschaft, vom Rosenkranz gehe eine segensreiche Weltwirkung aus, nicht alleine steht. Vielmehr reiht sich der Aufruf der Gottesmutter an die Seherkinder in eine beachtliche – auch lehramtliche – Tradition ein. Vielfach bekannt ist, dass Papst Pius V. 1572 aus Dankbarkeit für den Seesieg über die Türken bei Lepanto das Rosenkranzfest eingeführt hat. 1683 führte Papst Innozenz XI. das Mariä-Namen-Fest zum Dank für den Sieg über die Türken bei Wien ein. 1716 wurde das Rosenkranzfest auf Bitten Kaiser Karls VI. auf die ganze Kirche ausgedehnt, als Dank für den Sieg über die Türken bei Peterwaldein (Ungarn) am 5. 8. 1716.

Aus heutigem, nach zwei verheerenden Weltkriegen geschärftem Problembewusstsein muss hierzu angemerkt werden, dass die Rückführung militärischer Siege auf das Rosenkranzgebet nicht als Verherrlichung religiös motivierter Kriegshandlungen missdeutet werden darf. Der legitime Bezug der genannten Siege zum Rosenkranz betrifft nie die Tötung menschlichen Lebens selbst, sondern ausschließlich die Vermeidung des „Schaden[s], der ... durch den Angreifer zugefügt“ worden wäre und der angesichts der Herausforderung durch die Türken im Blick auf christlichen Glauben und christliche Kultur in Europa als „sicher feststehen[d], schwerwiegend und von Dauer“ (KKK Nr. 2309) eingeschätzt werden darf.

2.1. Das Lehramt Leos XIII.

Neuere Aussagen stammen aus dem Lehramt des 19. und 20. Jahrhunderts. Von besonderer Bedeutung hierfür ist Papst Leo XIII. Er hat uns insgesamt zwölf Lehrschreiben über den Rosenkranz hinterlassen, so dass man ihn geradezu als Herold des Rosenkranzes bezeichnen kann. Die Wirkung des Rosenkranzes stellt Leo XIII. als eine große geistliche Macht vor Augen (vgl. GZ 71/69; 92/85). Als Anknüpfungspunkt für die Argumentation benutzt der Papst aber häufig die noch als historisch angesehene Legende, der Rosenkranz sei vom hl. Dominikus in Konfrontation mit den Albigensern eingeführt worden und sei dabei der entscheidende Faktor des Sieges der Kirche gewesen (z.B. GZ 41/32). Die Macht des Rosenkranzes bezieht sich gemäß Leo XIII. nicht nur auf den Glauben und das Leben der Beter (vgl. z.B. GZ 131/129), sondern umfassender auf die Belange der Kirche (z.B. G-Z 102/98) und auch auf die allgemeine Situation von Staat und Gesellschaft. Dies ist für Leo XIII. ein Hauptbeweggrund, Jahr für Jahr zum Oktobermonat die Christenheit zum Rosenkranzgebet aufzurufen (vgl. GZ 71/69).

Außerdem begründet der Papst die Wirkmacht des Rosenkranzes theolo-

gisch. Wichtig sind hierfür seine Enzykliken „*Magnae Dei Matris*“ (8. 9. 1892) und „*Jucunda semper*“ (8. 9. 1894), wo die Kraft des Rosenkranzes von der Person Marias als „Mutter der Barmherzigkeit“ und Gnadenvermittlerin hergeleitet wird (z.B. GZ 93/86). Damit wäre die Macht des Rosenkranzes nur ein Erweis der allgemeinen Kraft der Marienverehrung. Doch Leo XIII. bezieht sich auch auf die Eigenart des Rosenkranzes selbst, wenn er in diesem Zusammenhang festhält:

„Wenn wir infolgedessen Maria mit dem Engel als die Gnadenvolle begrüßen und dieses wiederholte Lob gleichsam zu schönen Kränzen zusammenbinden, so erfüllen wir damit nur einen lieben Wunsch der



Lepanto-Monstranz



Die glorreichen Geheimnisse

Die Auferstehung Jesu (Mt 28,1-10)

Die Himmelfahrt Jesu (Apg 1,6-11)

Die Herabkunft des Heiligen Geistes über Maria und die Aposteln (Apg 1,12-14; 2,1-4)

Die Aufnahme Marias in den Himmel (Lk 1,48-49)

Die Krönung Marias zur Königin der Engeln und der Heiligen (Offb 12,1-17)



seligsten Jungfrau selber. So wird dadurch immer wieder von neuem die Erinnerung an ihre hohe Würde geweckt, aber auch an unsere Erlösung, die nach dem Willen Gottes durch sie den Anfang genommen hat.“ (GZ 72/70)

Im Zentrum der Argumentation steht hier eine Theologie des Kultes, die sich auf das fünfzigmal wiederholte *Ave Maria* bezieht: Denn in diesem Mariengebete wird die Gnadenfülle und die Gottesmutterchaft Marias ausgesprochen. Das wiederholte Aussprechen ist sozusagen Intensivierung der Huldigung, bewegt Maria zur Hilfe und zieht dadurch himmlischen Segen auf die Erde herab. Denn Leo XIII. formuliert:

„Denn unser Bitten gewinnt vor Gott an großer Kraft und Gnade, wenn die Jungfrau es Gott anempfiehlt; ... Dies ist ja auch der Grund, warum wir so oft Mariens Ehrenbezeichnungen wiederholen, um eben Erhörung zu erlangen.“ (GZ 95/90)

In diesem Sinne geht der Papst das *Ave Maria* durch. Zentraler Bezugspunkt ist also Maria selbst, denn das beharrliche Ansprechen der Gottesmutter „rührt an das Herz Mariens, um es zur Barmherzigkeit uns gegenüber zu bewegen.“ (GZ 95/91)

Erst an sekundärer Stelle bezieht Leo XIII. auch die Geheimnisse in die Erklärung der Wirkkraft des Rosenkranzes ein. Diese betreffen einerseits die Beter:

„Wir dringen ein in jene wahrhaft göttliche und nie mehr endende Wechselbeziehung, die Maria mit den Freuden und Leiden, mit der Schmach und dem Sieg Christi verbindet“ (GZ 72/70).

Andererseits betreffen die Rosenkranzgeheimnisse auch Maria:

„Muss da nicht auf diese so häufige und liebende Weise die Erinnerung an die Heilstatsachen auch in ihr wachgerufen werden? Muss nicht ihre in Heiligkeit strahlende Seele da stets von unbegreiflicher erneuter Wonne und Freude erfüllt werden, muss da nicht von neuem das Gefühl mütterlicher Sorge und Güte in ihr wach werden?“ (GZ 97/93)

Die Enzyklika „*Fidentem piumque*“ (20. 9. 1896) markiert gegenüber den bisherigen Aussagen eine Lehrentwicklung: Auch hier betont Leo XIII. zunächst Maria als Gnadenmittlerin, stellt nun aber ihre Unterordnung unter das Mittlertum Christi heraus (vgl. GZ 116f./115). Folgerichtig betont er erstmals die Christozentrik des Rosenkranzgebetes: Eine „andere Segenswirkung“

des Rosenkranzgebetes „betrifft die Tugend des göttlichen Glaubens ... Die Heilige Schrift bezeichnet Christus als den ‚Urheber und Vollender des Glaubens‘ [Hebr 12,2] ... Und so bildet in der Rosenkranzandacht Christus tatsächlich den Mittelpunkt. Sein Leben schauen wir hier in der Betrachtung ...“ (GZ 117/116). Die daraus erfließende Stärkung des Glaubens wird aber gedanklich nicht mit der fürbittenden zeitlichen Wirkkraft des Rosenkranzes in Verbindung gebracht; nur vom „Wert“ und „Verdienst des Glaubens“ ist die Rede als einem „Lebenskeim, der im gegenwärtigen Leben die Blüten eines sittlich hochstehenden Lebens hervorbringt, in dem wir uns vor Gott bewähren müssen, und der dann jene Früchte hervorbringt, die ewig dauern“. (GZ 118/116)





tige Waffe zur Vertreibung teuflischer Mächte, zur Bewahrung eines heiligen Lebens, zur leichteren Erreichung der Tugend und schließlich als friedensstiftendes Mittel unter den Menschen gebraucht.“ (GZ 160/163)

Papst Pius XII. sieht in seiner Enzyklika „*Ingruentium Malorum*“ über das Rosenkranzgebet und die Not unserer Zeit (15. 9. 1951) die Wirkmacht des Rosenkranzes in direkter Alternative zu militärischen Mitteln:

„Aufs neue also und mit Nachdruck bekennen Wir unbedenklich, dass Wir Unsere große Hoffnung auf den marianischen Rosenkranz setzen, um Heilung für die Nöte unserer Zeit zu erlangen; denn die Kirche stützt sich nicht auf Gewalt und Waffen, auch nicht auf menschliche Hilfsquellen, sondern allein auf die Hilfe von oben, wie sie gerade durch solche Gebete gewonnen wird.“ (GZ 215/209)

Den Gedanken übernimmt der Papst von seinen Vorgängern, denn ähnlich äußerte sich bereits Papst Pius IX. zu einer Gruppe frommer Pilger bei einer Audienz am 23. 5. 1877:

„Habt Mut, meine lieben Kinder! Ich ermahne euch, gegen die Verfolgung der Kirche und gegen

Anarchie nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Rosenkranz, mit Gebet und gutem Beispiel zu kämpfen.“

Immer wieder wird auch folgende Aussage – allerdings in Berufung auf verschiedene Päpste – zitiert: „Groß ist die Macht eines Heeres, das nicht das Schwert, sondern den Rosenkranz in den Händen hält.“

In der Zeit nach Pius XII. jedoch wird die bisher erkennbare theologische Grundlinie, den Rosenkranz auch als Wirkmacht im Verhältnis zur Zeitlage zu sehen, etwas abgeschwächt. Papst Paul VI. widmet dem Rosenkranzgebet wieder eine eigene Enzyklika, „*Christi Matri Rosarii*“ (15. 9. 1966). Darin bringt auch er die Not der Zeit in Zusammenhang mit der Frömmigkeit, und zwar in dem markanten Aufruf: „Wenn das Übel wächst, dann muss auch die Frömmigkeit des Volkes Gottes wachsen“ (GZ 296/296). In diesem Rahmen erwähnt und empfiehlt er das Rosenkranzgebet. Angelehnt an Argumente, die von Leo XIII. bekannt sind, sagt er darüber bündig, das Beten des Rosenkranzes sei „der Mutter Gottes angenehm“ und sei „wirksam für die Erlangung göttlicher Gnade“ (ebd.). Die Frage nach einer umfassenden zeitlichen Wirkung ergibt sich aus dem Zusammenhang, wird

2.2. Die Entwicklung bis Johannes Paul II.

Die Lehräußerungen Leos XIII. zum Rosenkranz werden von den nachfolgenden Päpsten bis zu Papst Pius XII. zwar nicht mit derselben Intensität fortgesetzt, wohl aber grundsätzlich in der gleichen Linieneinführung, die auf eine Segenswirkung für die allgemeine Zeitlage abzielt. So formuliert etwa Papst Pius XI. in seiner Enzyklika „*Ingravescuntibus malis*“ (29. 9. 1937):

„Unser stolzes Jahrhundert mag den marianischen Rosenkranz verlachen und ablehnen; aber unzählige Heilige jeden Alters und Standes haben ihn nicht nur verehrt und mit großer Andacht gebetet, sondern in jeder Lebenslage als mäch-

Die freudreichen Geheimnisse

- Die Verkündigung des Erzengels Gabriel an die Jungfrau Maria (Lk 1,26-38)
- Der Besuch Marias bei Elisabeth (Lk 1,39-56)
- Die Geburt Jesu in Bethlehem (Lk 2,1-20)
- Jesus wird von Maria und Josef im Tempel dargebracht. (Lk 2,22-38)
- Jesus wird im Tempel wiedergefunden. (Lk 2,41-50)





Die schmerzhaften Geheimnisse

Die Todesangst Jesu im Garten Gethsemani (Mt 26,36-46)

Die Geißelung Jesu (Mt 27,24-26)

Die Dornenkrönung (Mt 27,27-31)

Jesus trägt das schwere Kreuz und begegnet seiner Mutter (Lk 23,26-32)

Die Kreuzigung und der Tod Jesu (Joh 19,17-30)



jedoch nicht eigens angesprochen. Die gedankliche Ausrichtung geht vielmehr dahin, den Rosenkranz in die vom Zweiten Vatikanum empfohlenen „Gebräuche und Übungen“ (vgl. *Lumen Gentium* Nr. 67) marianischer Frömmigkeit einzuordnen. Allgemein wird dazu immerhin festgehalten: „Solch fruchtbringendes Beten vermag Böses abzuwenden und Unglück zu verhindern, wie die Kirchengeschichte zur Genüge zeigt“ (GZ 296/296). Paul VI. ist also bemüht, die traditionelle lehramtliche Akzentsetzung mit den Schwerpunktsetzungen des Zweiten Vatikanums in Einklang zu bringen, wobei er aber die ausdrückliche Stoßkraft, mit der früher die spezifische Wirkmacht des Rosenkranzes herausgestellt wurde, nicht erreicht.

Auch in dem umfangreichen Schreiben „*Rosarium Virginis Mariae*“ (16. 10. 2002) von Papst Johannes Paul II. bleibt die Frage nach der zeitlichen Wirkkraft des Rosenkranzgebetes eine Randerscheinung. Eingangs und abschließend wird die über den Beter hinausgehende allgemeine Wirkkraft des Rosenkranzes immerhin erwähnt, beide Male jedoch im bloßen Verweis auf die Glaubens- und Lehrtradition der Kirche. Auf eine Wirkung des Rosenkranzes geht der Papst freilich stellenweise noch ein.

Er erkennt, dass Maria dadurch ihre „mütterliche Sorge“ walten lassen will und sieht dies im Zusammenhang mit den Marienerscheinungen der letzten 200 Jahre; die Wirkung konzentriert er aber dabei auf das „Leben vieler Christen“, also eigentlich auf die Beter selbst (Nr. 7). Dafür ist er – wie Leo XIII. – an der theologischen Klärung der Wirkmacht interessiert. Ähnlich wie sein Vorgänger vor gut hundert Jahren sieht er diese in „der ganz besonderen Christusbeziehung, die Maria, die Mutter Gottes, die Theotòkos, werden ließ“ (Nr. 33). Ebenso denkt man an Argumentationsmuster Leos XIII., wenn es heißt: „In der Betrachtung der Rosenkranzgeheimnisse schöpft der Gläubige Gnade in Fülle, die er gleichsam aus den Händen der Mutter des Erlösers selbst erhält“ (Nr. 1). Diese mariozentrische Sichtweise wird aber – wie schon bei Leo XIII. – ausgeglichen dadurch, dass die gnadenmittlerische und fürbitende Stellung Marias dem Mittlertum Christi untergeordnet wird. Großenteils sind dies alles aber eher beiläufige Bemerkungen. Der zentrale Blickwinkel des Apostolischen Schreibens ist anthropologisch: Der Rosenkranz ist für Johannes Paul II. vornehmlich eine marianische „Methode“ christozentrisch ausgerichteter Betrachtung der Heilswahrheit (vgl. Nrr. 26-29).

3. Versuch einer weiterführenden Erschließung der Wirkung des Rosenkranzes

Es war in jüngster Zeit wohl der Himmel selbst, der für eine Wiederbelebung der alten Akzentsetzung sorgte. Bekannt geworden ist eine Vision, die Ende 2014 Oliver Dashe Doeme, dem Bischof von Maiduguri (Nigeria), gemäß eigener Bezeugung zuteil wurde:

Er habe „in seiner Kapelle vor dem Allerheiligsten den Rosenkranz gebetet. Plötzlich sei ihm Jesus erschienen, sagte Doeme gegenüber der Nachrichtenagentur CNA. Jesus habe nichts gesagt und ihm ein Schwert angeboten. Er habe es genommen und in dem Moment in dem er es in der Hand gehabt habe, sei





daraus ein Rosenkranz geworden. Dann habe Jesus dreimal gesagt: ‚Boko Haram ist verschwunden.‘ Die Bedeutung der Vision sei ihm sofort deutlich geworden, erinnerte sich der Bischof. ‚Mir war klar, dass wir mit dem Rosenkranz Boko Haram vertreiben können‘, sagte er gegenüber CNA.“

Dies passt ganz zu dem Aufruf von Fatima, den Rosenkranz in der Motivation zu beten, dadurch den Frieden in der Welt zu fördern. Es bietet sich daher an, die Frage nach der Wirksamkeit des Rosenkranzgebets von einem vertieften theologischen Blickwinkel aus zu beleuchten.

Die bisherige Begründung nämlich, die wir sowohl bei Leo XIII.

als auch bei Johannes Paul II. finden, bleibt auf die Person Marias konzentriert, von der ihre besondere fürbittende Macht und ihre gnadenmittlerische Stellung besonders unterstrichen werden. Andererseits wird lehramtlich mehrfach festgehalten, dass sowohl das Rosenkranzgebet eigentlich christozentrisch veranlagt ist, als auch dass die Stellung Marias in der Heilsordnung gegenüber dem Mittlertum Jesu Christi einen untergeordneten Rang einnimmt. Was allerdings bisher – soweit ich sehe – fehlt, ist der Versuch, die dem Rosenkranz eigentümliche Christozentrik mit dem Anliegen einer theologischen Begründung seiner fürbittenden Wirksamkeit zusammenzubringen. Erinnern wir uns hier an die eingangs eingblendete Intuition Kardinal Scheffczyk, gerade im Zusammengehen von christozentrischer und marianischer Ausrichtung die innerste Ursache der Wirkmacht des Rosenkranzes zu erspüren. Diese einzigartige Orientierung, der Scheffczyk selbst leider nicht nachgegangen ist, soll nun in einem neuen Blickwinkel entfaltet werden.

Der nun folgende Gedankengang beinhaltet Aspekte, die im Rahmen der Rosenkranzthematik etwas überraschend wirken. Deshalb sei das gesamte argumentative Unternehmen im Vorhinein kurz skizziert. Scheffczyk spricht wörtlich von „eine[r]

tiefe[n] innere[n] *Verquickung* von Christusverehrung und Marienfrömmigkeit“. ‚Verquickung‘ sieht bereits ein Ineinandergreifen von beidem. Nehmen wir dies zunächst etwas zurück: Grundlage dafür muss ja zunächst einmal überhaupt eine *Verbindung* von christologischer und marianischer Dimension sein. Insofern Maria aber Urbild der Kirche ist, lässt eine ‚*Verbindung*‘ von Christus- und Marienbezug, theologisch gesehen, an die Wirklichkeit des *Bundes* denken. Alle gnadenhafte Wirkkraft christlichen Betens verdankt sich im grundlegendsten Sinne ja dem neuen und ewigen Bund und damit der bräutlichen Beziehung zwischen Christus und seiner Kirche. *Vorgeprägt* ist diese Beziehung in dem, was der zweite Schöpfungsbericht des Buches Genesis über das Verhältnis von Mann und Frau aussagt. Das *konkrete Urbild* der Kirche als Braut Christi ist jedoch vor allem Maria, so dass die Kirche im Aufblick zu Maria und in Vereinigung mit ihr ihre Brautschaft Christus gegenüber verwirklicht. Bräutliche Beziehung aber ist auf gemeinsame *Fruchtbarkeit* angelegt – das ist die Brücke zur Frage nach der Wirkmacht. Im Rahmen des Bundes Christi mit der Kirche besteht diese Fruchtbarkeit in der *Erlösung*. Die Kirche ist als Braut Christi daher *Gefährtin des Erlösers*, wie dies ihr Urbild, Maria, in höchstem Maße war und bleibt. Die Betrachtung der Ro-

Die lichtreichen Geheimnisse

- Die Taufe Jesu im Jordan (Mt 3,13-17)
- Die Offenbarung Jesu bei der Hochzeit zu Kana (Joh 2,1-11)
- Die Verkündigung des Reiches Gottes (Mk 1,14-15)
- Die Verklärung Jesu (Lk 9,28-36)
- Die Einführung der Eucharistie (Lk 22,14-20)



senkranzgeheimnisse ist demzufolge nicht nur christozentriert, sondern erlösungsorientiert zu sehen: In der so ausgerichteten Betrachtung präsentiert sich die Kirche in Einheit mit Maria vor ihrem Bräutigam als seine Gefährtin im Erlösungswerk, so dass Christus genau dadurch die Kirche in besonderem Maße seine Braut *erkennt*. Dieses ‚Erkennen‘ aber führt gemäß biblischer Logik zur Hingabe des Bräutigams, zur Verwirklichung der Brautchaft, somit zur Fruchtbarkeit und folglich zur Wirkmacht.

3.1. Die Wirklichkeit des Bundes Christi mit der Kirche

Soweit eine vorwegnehmende Skizzierung. Gehen wir nun diese Argumentation im einzelnen durch, indem wir mit den Aussagen über die Erschaffung der Frau aus dem zweiten Schöpfungsbericht beginnen:

„Dann sprach Gott, der Herr: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht. Da ließ Gott, der Herr, einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, sodass er einschlief, nahm eine seiner Rippen und verschloss ihre Stelle mit Fleisch. Gott, der Herr, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu. Und der Mensch sprach: Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch. Frau soll sie heißen, denn vom Mann ist sie genommen. Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau und sie werden ein Fleisch“ (Gen 2,18-24).

Folgende Beobachtungen an diesem Text sind für unsere Überlegungen wichtig: Die Frau ist – dieser Symbolik entsprechend – aus der Seite des Mannes gebildet. Die Stelle, der Gott das ‚Material‘ zur Schöpfung der Frau entnommen hat, wird aber – wie es ausdrücklich heißt – mit Fleisch verschlossen. Naheliegender ist hier das biblische Bild des Propheten Ezechiel zur Bekehrung der Israeliten: „Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch“ (Ez 36,26).

Denken wir dieses Bild Ezechiels nun mit dem Schöpfungsdenken der Genesis in eins zusammen, so ergibt sich, dass die Frau vom ‚Herzen‘ des Mannes genommen ist. Aber noch mehr: Indem erst nach Entnahme der Rippe die Stelle der Seite Adams mit Fleisch verschlossen wird, wird das ‚Herz‘ des Mannes eigentlich erst angesichts der Frau ‚geweckt‘. Von ihrer geschöpflichen Identität her kann daher die Frau in engstem Bezug zum Herzen des Mannes gesehen werden.

Mit diesen alttestamentlichen Befunden werfen wir nun aber einen Blick auf die Christus- Kirche-Theologie gemäß dem Epheserbrief:

„Ihr Männer, liebt eure Frauen, wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat, um sie im Wasser und durch das Wort rein und heilig zu machen. Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und sich an seine Frau binden und die zwei werden ein Fleisch sein. Dies ist ein tiefes Geheimnis; ich beziehe es auf Christus und die Kirche“ (Eph 5,25-32).

Wenn im Epheserbrief das Verhältnis zwischen Christus und der Kirche anhand der schöpfungsmäßigen Beziehung von Mann und Frau erläutert wird, und wenn sich aus dem Schöpfungsbefund – wie eben herausgestellt – ein enger Bezug der Frau zum Herzen des Mannes ergibt, dann heißt dies nun, auf das Christus-Kirche-Verhältnis übertragen, dass es einen engen Bezug der Kirche zum Herzen Christi geben muss. Es gehört zur patristischen Herz-Jesu-Theologie, dass das Geheimnis der Kirche der geöffneten Seite Christi entströmt, in Form von Blut und Wasser: wie Eva aus der Seite Adams, so die Kirche aus der Seite Christi.

3.2. ‚Erkenntnis‘ der Braut durch den Bräutigam als Wurzel der Kraft des Bundes

Im Epheserbrief wird die Hingabe Christi an seine Kirche herausgehoben. Ähnlich im Schöpfungsbericht in den Worten: „Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau und sie werden ein Fleisch“ (Gen 2,24). Wichtig ist hier

bei das einleitende Wort „darum“: Damit wird diese Aussage nämlich direkt angeschlossen an das Vorausgehende: „Das endlich ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch“ (Gen 2,23). Der Mann ist zur Hingabe an seine Frau *geradezu veranlasst* dadurch, dass er die Frau als seinesgleichen *erkennt*.

Dies aber übertragen wir nun auf die Hingabe Christi an seine Braut, die Kirche. Wenn diese Hingabe nämlich gemäß dem Epheserbrief begründet wird im Blick auf die Schöpfung von Mann und Frau, und wenn der Mann sich seiner Frau hingibt, *sobald* er sie als seinesgleichen erkennt, dann entsprechend auch Christus: Insofern also Christus ‚erkennt‘, dass die Kirche seinem Herzen verbunden und deshalb ‚seinesgleichen‘ ist, ist er veranlasst, sich ihr hinzugeben, um sie – wie es im Epheserbrief heißt – „herrlich vor sich erscheinen lassen, ohne Flecken, Falten oder andere Fehler“ (Eph 5,27). Ja nicht nur wenn, sondern auch *in*



dem Maße als Christus dies immer wieder neu am Verhalten der Glieder der Kirche erkennt, ist er *umso mehr* veranlasst, aus seiner (im Kern einmaligen) Hingabe an seine Braut derselben inmitten einer konkreten Zeitlage Kräfte zukommen zu lassen. Indem also die Kirche *in der Art*, wie sie vor Christus als Braut erscheint, gewissermaßen einen Einfluss auf die Kraft der Hingabe ihres Bräutigams hat, erweist sich die Kirche nun nicht nur theologisch-allgemein, sondern geistlich-konkret und immer wieder neu als Gefährtin des Erlösers. Die Hingabe Christi an seine Kirche ist sein erlösendes Wirken, und dessen Kräfte werden für die Zeitlage vom konkreten Verhalten der Kirche sozusagen ‚geweckt‘. Genau darin aber besteht im Kern die Wirkkraft des neuen und ewigen Bundes inmitten der Zeitsituation, darin besteht die geistliche Macht von Kirche und Christentum in der Welt.

Um überhaupt Gefährtin des Erlösers sein zu können, ist die Kirche aber



auch veranlasst, zu ihrem Urbild aufzublicken, zu Maria, die diese Gefährtschaft in höchstmöglicher Intensität verwirklicht hat. Die Kirchenkonstitution des Konzils hält dazu fest:

„Indem die Kirche über Maria in frommer Erwägung nachdenkt und sie im Licht des menschengewordenen Wortes betrachtet, dringt sie verehrend in das erhabene Geheimnis der Menschwerdung tiefer ein und wird ihrem Bräutigam mehr und mehr gleichgestaltet. Denn Maria vereinigt, da sie zuinnerst in die Heilsgeschichte eingegangen ist, gewissermaßen die größten Glaubensgeheimnisse in sich und strahlt sie wider.“ (Lumen Gentium Nr. 65)

Besonders im Aufblick zu Maria wird die Kirche also ihrem Bräutigam ähnlich.

3.3. Das Rosenkranzgebet im Licht der Bundeswirklichkeit

Das wird nun aber in den Geheimnissen des Rosenkranzes ausgeweitet und vertieft. Zu der Betrachtung dieser Geheimnisse schreibt Johannes Paul II. in „Rosarium Virginis Mariae“:

„Während des geistlichen Vollzugs des Rosenkranzes, der – in Gemeinschaft mit Maria – auf der unaufhörlichen Betrachtung des Antlitzes Christi gründet, erreicht man dieses anspruchsvolle Ideal des Ähnlichwerdens mit Ihm mittels eines Weges, den wir einen freundschaftlichen Besuch nennen könnten. Dieser versetzt uns ganz natürlich in das Leben Christi und erlaubt uns gleichsam, seine Empfindungen nachzuvollziehen.“ (Nr. 15)

Diese auf die konkreten Beter bezogene geistliche Orientierung wollen wir nun vierfach weiterdenken: marianisch, ekklesiologisch, bundes-theologisch und erlösungs-zentriert.

- Den *marianischen* Aspekt deutet Johannes Paul II. in dem zitierten Wort bereits an. Das Betrachten der Rosenkranzgeheimnisse erreicht seine eigentliche Intensität gerade dadurch, dass Maria einbezogen wird.

Papst Paul VI. lehrt dazu in seinem Apostolischen Schreiben „*Marialis cultus*“ (2. 2. 1974), dass im Rosenkranz die „Geheimnisse des Lebens des Herrn ... mit den Augen derjenigen geschaut werden, die dem Herrn am nächsten stand“ (GZ 350/375) – also mit den Augen Marias.

- *Ekklesiologisch* ausgewertet, können wir das, was Johannes Paul II. nur persönlich auf den Beter bezieht, vereinen mit der zuvor zitierten Lehre von *Lumen Gentium*: In den einzelnen Rosenkranzbetern, die ja Glieder des Mystischen Leibes Christi sind, ist es die Kirche selbst, deren Ähnlichkeit zu Christus betend dargestellt wird. Wir berühren hier das Geheimnis christlicher Stellvertretung, das im Licht von Fatima und im Lebenszeugnis der nun kanonisierten Seherkinder von ausschlaggebender Bedeutung bleibt.

- Stellvertretend füreinander vor Gott einzutreten, ist ausgerichtet auf das ewige Heil. Dies wiederum hat einen besonderen *Bezug zur Erlösung*. Es geht nicht nur allgemein darum – wie es eben bei Johannes Paul II. hieß –, das „Antlitz Christi“ zu betrachten und „seine Empfindungen nachzuvollziehen“, sondern besonders zu erwägen, wie darin jeweils die Erlösung aufscheint; auch Johannes Paul II. spricht an einer Stelle ja von einer „Heilsbetrachtung“ (Nr. 13).

- Die Erlösung steht aber im Zentrum des Bundes Christi mit der Kirche. Daraus folgt *bundestheologisch*, dass das Beten des Rosenkranzes – stellvertretend für und in Gemeinschaft mit der gesamten Kirche – die Kirche selbst an den innersten Lebensnerv des neuen und ewigen Bundes geistlich heranzuführt.

Werten wir nun dieses vierfache Weiterdenken bündig aus: Wenn die Geheimnisse des Rosenkranzes ‚mit den Augen Marias‘ nicht nur allgemein christusbezogen, sondern besonders auf die Erlösung hin betrachtet werden, ist die Kirche – re-



Papst Pius V.
17.1.1504 - † 1.5.1572



Papst Pius XIII.
2.3.1810 - † 20.7.1903



Papst Pius XII.
2.3.1876 - † 9. 10.1958



Papst Paul VI.
26.9.1897 - † 6.8.1978



Papst Johannes Paul II.
18.5.1920 - † 2.4.2005

präsentiert in ihren rosenkranzbede-
nenden Gliedern – auf das Herz, auf
die innersten Absichten ihres Bräuti-
gams ausgerichtet; sie wird vor den
Augen des Erlösers als Gefährtin
der Erlösung sichtbar, als echte Bun-
desgefährtin, und zwar an der Hand
Marias, die dies in vollkommenstem
Sinne verkörpert.

Nun blenden wir zurück zum zwei-
ten Schöpfungsbericht: Indem Adam
in Eva seinesgleichen erkennt, ist er
veranlasst, sich seiner Frau hinzuge-
ben. In dem Maße nun, als der Erlö-
ser die Kirche als seine Gefährtin in
der Erlösungsordnung erkennt, ist er
entsprechend veranlasst, sich seiner
Braut hinzugeben, und die Gnaden-
kraft des neuen und ewigen Bundes
fließen zu lassen. Und dies verleiht
der Kirche Wirkung in der Welt.

All dies bedarf nun noch einer
letzten mariologischen Vertiefung.
Die Art nämlich, wie Christus der
Christenheit die Früchte seiner Hin-
gabe an die Kirche zukommen lässt,
ist nicht denkbar ohne Maria. Ihre
dafür vom Lehramt herausgestellte
gnadenmittlerische Stellung wirft ein
Licht auf sie selbst: Sie erscheint da-
bei nämlich als dem Geheimnis der
Erlösung einzigartig verbunden und
hingegen. Wenn nun die Glieder
der Kirche die Rosenkranzgeheim-
nisse im Blick auf die Erlösung be-
trachten, wird zugleich genau dieser
Zielpunkt der Hingabe Marias betend
– ja gemäß der gedanklichen Logik
Leos XIII. kultisch! – angesprochen
und somit genau an ihre Stellung als
Gnadenmittlerin gerührt; ihre müt-
terliche Neigung, der Christenheit
inmitten einer konkreten Zeitlage
Gnade zu vermitteln, wird also nicht
nur durch wiederholten Appell an
ihre Person gemäß dem *Ave Maria*,
sondern nochmals ganz entschei-
dend durch die erlösungsbezogene
Betrachtung der Rosenkranzgeheim-
nisse geweckt. All dies fließt der re-
alen Wirkmacht des Rosenkranzes
zu. Durch dieses letzte Argument
haben wir nun die ‚Verbindung‘ von
Christusverehrung und Marienfrö-
mmigkeit weitergedacht zu einem
Ineinander, nämlich – um Kardinal
Scheffczyk wieder aufzugreifen – zu
einer „Verquickung“ von beidem.
Damit ist Scheffczyks Intuition über
die Wirkkraft des Rosenkranzes voll
eingeholt.

Schluss

Für das konkrete Beten des Rosen-
kranzes bedeutet dies, in Einheit mit
Maria so auf die einzelnen Geheim-
nisse zu blicken, dass vor allem deren
Relevanz für die Erlösung ins Zent-
rum der Aufmerksamkeit rückt. Das
ist sozusagen eine Zuspitzung der dem
Rosenkranz eigenen Betrachtung, die
aber zugleich den Rosenkranz auf
das grundlegende Fundament des
Christseins überhaupt verweist: auf
den neuen und ewigen Bund. Der
Beweggrund für diese Zuspitzung
der Betrachtung der Rosenkranzge-
heimnisse ist dementsprechend die
Bundes*liebe*: die Liebe zum Herzen
Jesu, des Bräutigams des Bundes,
eine bräutliche Liebe also, welche die
Rosenkranzbeter stellvertretend für
die gesamte Gemeinschaft der Kirche
üben und wofür sie wiederum auf Ma-
ria als höchsten Leitstern und als im
Leben der Kirche anwesende Mutter
blicken.

Ein solches Rosenkranzbeten
strebt darnach, an der Hand Mariens
das innerste Zentrum des neuen und
ewigen Bundes *betend anzurühren*,
um daraus für die Kirche in der Not
der Zeit Lebenskräfte zu schöpfen.
Das ist mehr als ein bloßes Meditie-
ren: Es handelt sich zugleich (etwa
nach dem Vorbild des Magnificat
Marias) um ein *kultisches Erheben*,
welches gemäß einem uralten (hier
nun bundestheologisch neu erschlos-
senen) Glaubensbewusstsein mit dem
Vertrauen verbunden ist, dadurch
himmlische Segensmacht gleichsam
,herabzuziehen‘ auf die Erde. Die-
se Zusammenhänge sind bedeutsam
auch im Blick auf den Ruf von Fati-
ma, zu dem gemäß der kirchlich an-
erkannten Botschaft der Gottesmut-
ter an Sr. Lucia in Pontevedra am 10.
12. 1925 auch die Andacht der fünf
Herz-Mariä-Sühne-Samstage gehört:
Diese Andacht legt einen Nachdruck
gerade auf die Betrachtung der Ro-
senkranzgeheimnisse. Als Aspekt der
Verehrung des Unbefleckten Herzens
Mariens aufgefasst, trägt gemäß der
Fatima-Botschaft auch dies zu der
auf die Zeitlage bezogenen Segens-
wirkung bei. Dies alles sei Anregung
und Einladung, die große Bedeutung
des Rosenkranzgebetes für unsere
Zeit neu zu entdecken.

Vortrag am 14.9.2017 bei der Theol.
Sommerakademie in Augsburg

Was oft fehlt, ist Begeisterung

Der Synodale Irrweg versucht sein Vorhaben als sei es das von Papst Franziskus, den Bischöfe der Welsynode vom Oktober 2024 und den Katholiken in Deutschland hinzudrehen. Dieses Verständnis wird über die katholische Nachrichtenagentur und kirchliche Zeitungen gestreut. Initiativen, die das Verständnis des Glaubens vertiefen, wie AdoratioKongresse, theologische Treffen, etc. haben nichts mit dem Synodalen Weg zu tun.

Was verunsicherten Gläubigen, die katholisch bleiben wollen, fehlt, ist die Begeisterung, sich für den Glauben zu engagieren. Begeisterung reißt mit, steckt an, fördert Initiativen und überwindet die Lähmung. Die fehlende Begeisterung lässt aber das Evangelium Christi links liegen.

Joseph Ratzinger hat einmal auf die Frage was hat uns denn Jesus gebracht, geantwortet: „Er hat uns den Vater gezeigt!“

WIE IST GOTT DER VATER?

Jesus hat nicht theoretisiert. Er sprach zu den Leuten mit Beispielen. Jeder konnte ihn verstehen. Die o.a. Frage beantwortete er mit der Parabel vom „barmherzigen Vater“. Rufen wir uns den Inhalt in Erinnerung!

Der jüngere Sohn fordert vom Vater sein Erbe heraus, um sein Leben leben zu können. Der Vater kennt seinen Sohn. Er weiß die voraussehbaren Folgen. Er stellt sich aber seinem Sohn nicht in den Weg. Er respektiert die Freiheit. Als der Sohn sein Vermögen durchgebracht hatte und gezwungen war, seine Existenz in der Fremde als Schweinehirt zu bestreiten und hungern musste, kommt er zur Besinnung. Der Entschluss, zum Vater zu gehen, um bei ihm wenigstens als Knecht zu arbeiten, fiel ihm gewiss nicht leicht.

Der Vater wartete schon auf ihn. Als er ihn kommen sah, lief er ihm entgegen und umarmte ihn. Der Vater gab dem Sohn die menschliche Würde zurück: Er gab ihm neue Kleider anstelle der Lumpen, mit denen er gekommen war, steckte ihm einen Ring an den Finger und veranstaltete ein Festmahl. Seine fast unverständliche Großzügigkeit, hatte nur einen Preis, den manche falsch interpretieren oder unterschlagen: Es war das Umdenken und sich auf den Weg zum Vater zu machen. Kann man sich für diesen Gott-Vater begeistern? Ich denke Ja!

Der Sohn des Vaters hat das Anliegen weitergeführt. Sein Leben kennen wir aus den vier Evangelien. Er hat Kranke geheilt, sogar Tote zum Leben erweckt, Hungrige gespeist und Sündern ihre Würde zurückgegeben. Er wollte aber, dass dafür nicht die Werbetrommel gerührt wurde. Sein Anliegen war ein anderes. Die Menschen sollten zu Gott zurückkehren. Johannes Paul II. hat einmal über der Mehrheit der Leute ge-

sagt: Sie leben, als ob es einen Gott nicht gäbe. Jesus wollte nicht in erster Linie, dass die Menschen an ihr bisheriges Leben etwas anhängen, z.B. ein Almosen für Bedürftige, ein Mitwirken bei sozialen Anliegen. Auch das, aber es ist nicht das Entscheidende. Unter dem Umdenken und der Umkehr versteht Jesus mehr. Die bisherige Tätigkeit soll Gott den Vorrang einräumen. Jesus fordert einen Lebensstil mit anderen Prioritäten. Denn das ist die wahre Bestimmung des Menschen.



Weil das Ziel jedes Menschen das ewige Leben bei Gott ist, nimmt Jesus von seinen Forderungen bis zum Tod am Kreuz nichts zurück. Seine Geduld reicht in extremen Fällen bis zum letzten Augenblick der Entscheidungsfreiheit, wie das Beispiel des Schwächers am Kreuz zeigt. Aber die Freiheit, auch Nein zu Gott zu sagen, bleibt bestehen. Ist das Angebot, das der Gottessohn gemacht hat, nicht wie die Perle, die der Kaufmann erworben hat und dafür sein gesamtes Vermögen eingesetzt hat? Haben das Menschen bisher praktiziert? Ja, manche: freiwillig und sogar mit Begeisterung wie Heilige, deren Leben wir kennen. Sie haben auch in die Gesellschaft hineingewirkt, wie das beispielsweise von Ordensgründern berichtet wird.

Wie es weitergeht mit der katholischen Kirche in Deutschland entscheiden nicht die 95%, die einen katholischen Taufschein haben, sondern die Katholiken, die sich begeistern lassen und den Mut haben, einen neuen Lebensstil zu praktizieren. ◆

Tobias Lehner:

LATEINAMERIKA: EINE KIRCHE, DIE WUNDEN HEILT



MEXIKO:
Pfarrer Fili trotz
der Gewalt

Lateinamerika gehört zu den Kernregionen des katholischen Glaubens. Der Subkontinent leidet unter vielen Problemen wie Drogen- und Menschenhandel, politischer Instabilität und gewaltsamen Unruhen. Sekten nehmen einen enormen Aufschwung. Viele Menschen sehen in der Auswanderung ihre einzige Chance. Die katholische Kirche in Lateinamerika ist an der Seite der Menschen. Das päpstliche Hilfswerk „Kirche in Not“ unterstützt sie dabei. Drei beeindruckende Initiativen stellt dieser Artikel vor.

Mexiko versinkt immer mehr im Bandenkrieg. Das betrifft auch die katholische Kirche. Der Priester José Filiberto Velázquez Florencio leitet ein Zentrum für Opfer der Bandengewalt in der Diözese Chilpancingo-Chilapa. Sie liegt im Bundesstaat Guerrero im Süden Mexikos.

„Ich fühle mich hier wie ein Kriegsseelsorger“, sagt der Priester, den sie hier nur Pfarrer Fili nennen. Im Jahr 2022 hatte ihn ein Mitbruder um Hilfe gebeten, in dessen Kirche über 500 Gläubige Zuflucht vor der Bandengewalt suchten. Der Priester begann, humanitäre Hilfe für sie auf die Beine zu stellen.

Die Reaktionen ließen nicht lange auf sich warten: Drohungen, Erpressungen, Mordanschläge. Der Priester hat bereits zwei solcher Anschläge überlebt. Auf dem Weg zu einem Gottesdienst wurde er verschleppt und sollte hingerichtet werden. Stundenlang musste er auf Knien ausharren, während die Gemeindeglieder um sein Leben verhandelten. Im Oktober vergangenen Jahres wurde er in seinem Auto beschossen. „Normalerweise habe ich keine Angst, aber manchmal überkommt sie mich doch“, erzählt Pfarrer Fili. „Ich weine oft, aber mich tröstet das Wissen, dass ich nicht allein bin und Gott für mich sorgt.“

Dennoch suchen Pfarrer Fili und seine Mitstreiter den Dialog mit den bewaffneten Gruppen,



Pfarrer Fili setzt sich für die Opfer der Bandengewalt in Mexiko ein



Pfarrer Fili verteilt Hilfsgüter an bedürftige Familien im Bundesstaat Guerrero

um mäßigend auf sie einzuwirken. So war es auch bei einem der schwersten Zusammenstöße zwischen kriminellen Gruppen und Militär im Januar und Februar dieses Jahres. Wochenlang legten die Kämpfe weite Regionen des Bundesstaats Guerrero lahm. „Dann begann die Kirche, mit den Anführern zu reden, und der Konflikt konnte gelöst werden“, berichtet Pfarrer Fili. Dennoch seien Kirchenvertreter von Behördenseite schikaniert und in Verbindung mit dem kriminellen Verbrechen gebracht worden.

Doch das ficht Pfarrer Fili nicht an. Er wird weiter für Gewaltopfer da sein und den Dialog suchen: „Indem wir auf die Mitglieder des organisierten Verbrechens zugehen, zeigen wir, was die Kirche ausmacht: Barmherzigkeit.“



ECUADOR: Seelsorge an Gefangenen

„Niemand glaubt an die Gefängnispastoral. Die Menschen denken, darum müsse man sich nicht kümmern. Aber die Bibel sagt mir, dass die Barmherzigkeit Gottes auch für die verstocktesten Sünder da ist.“ Maria Christina Santacruz spricht das wie ein trotziges Bekenntnis aus. Sie koordiniert die Seelsorge in Gefängnissen auf dem Gebiet der Erzdiözese Guayaquil im Westen von Ecuador.

Fünf Gefängnisse sind zu betreten, darin sind über 12 000 Menschen inhaftiert – Tendenz steigend. Viele der Inhaftierten sind zwischen 15 und 27 Jahren alt. Manche werden in den Gefängnissen für eine weitere kriminelle

Karriere rekrutiert. Sie brauchen Umkehr und neue Perspektiven. Dafür setzt sich ein Team von gut 100 Personen ein, die in der Gefängnisseelsorge tätig sind.

Eine der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen ist Aleida Mejia. Ob sie denn keine Angst hat, mit Schwerekriminellen zu arbeiten? Doch, bekennt sie, und ihrer Familie falle es jedes Mal schwer, sie in den Dienst gehen zu lassen. Aber dennoch ist sie überzeugt: „Genau hier will Jesus uns haben. Er ruft uns auf, alle seine Kinder zu lieben.“

Mejia und ihre Kollegen besuchen die Gefangenen, sie feiern regelmäßige Gottesdienste, sie halten Kontakt zu den Angehörigen. Essenziell sind auch Kurse, die auf ein Leben nach dem Gefängnis vorbereiten und über Per-



Kommunionspendung bei einem Gefängnisgottesdienst in Ecuador



Ein Teil des Teams der Gefängnisseelsorge der Erzdiözese Guayaquil (Das Bild entstand zur Zeit der Corona-Pandemie)

spektiven jenseits der Kriminalität informieren. Sie sind gut besucht, Erfolge sind sichtbar, wie Mejia betont. Sie sei dankbar, dass Gott sie zur Seelsorge an den Gefangenen berufen habe; ihr tägliches Gebet laute: „Hier bin ich, Herr, um deinen Willen zu tun und die Gefangenen zu trösten und in die Freiheit zu führen, wie du mich befreit hast.“



PANAMA:
An der Seite
der Migranten

Der Darién-Dschungel (auch „Darién Gap“) ist ein Urwaldgebiet an der Grenze zwischen Kolumbien und Panama. Jährlich durchqueren hunderttausende Menschen das unwegsame Gelände Richtung Norden, um vorrangig in die Vereinigten Staaten zu gelangen. Der direkte Weg durch unwegsames Gelände ist circa 100 Kilometer lang. Der Darién Gap gilt als eine der gefährlichsten Fluchtrouten Lateinamerikas, wird aber immer mehr genutzt: Beobachter schätzen, dass dieses Jahr die Millionen-Marke erreicht werden könnte.

„In Anbetracht der zunehmenden humanitären Krise, der Todesgefahren und der extremen Verwundbarkeit, der die Migranten ausgesetzt sind, möchten wir unsere Stimme erheben“, sagte Erzbischof José Domingo Ulloa Mendieta aus Panama-Stadt. Die Bischöfe aus Panama, Kolumbien und Costa Rica haben beschlossen, die Seelsorge und humanitäre Betreuung der Auswanderer entlang des Darién-Dschungels zu verstärken.

Ulloa berichtete von einem Besuch zusammen mit Bischofskollegen aus den Grenzregionen: „Es brach uns das Herz, die Gesichter der Migranten zu sehen. Ungefähr 40 Prozent der Menschen, die den Dschungel durchqueren, sind weiblich. Dazu kommen viele Kinder.“ Die Zahl der Toten entlang der Fluchtroute kenne niemand, da viele verunglückte Menschen nicht geborgen werden könnten.

Nun will die Kirche zum Beispiel Kliniken für Kinder oder für Frauen einrichten, die missbraucht wurden und eine besondere Trauma-Behandlung benötigen. Auch eine

Beratung über die Sozialen Medien ist angedacht, denn viele Menschenhändler werben über diese Kanäle ihre Opfer an.

Erzbischof Ulloa bittet um Unterstützung für die pastorale und karitative Sorge um die Migranten im Darién-Dschungel: „Ich wünsche mir, dass die Menschen spüren, dass die Kirche eine Mutter ist, die ihre Wunden heilen will.“ ○



Bitte unterstützen Sie die Hilfe von „Kirche in Not“ in Lateinamerika mit Ihrer Spende – online unter: www.spendenhut.de oder auf folgendes Konto:

Empfänger:
KIRCHE IN NOT
LIGA Bank München
IBAN: DE63 7509 0300
0002 1520 02
BIC: GENODEF1M05
Verwendungszweck:
Lateinamerika



Erzbischof José Domingo Ulloa Mendieta aus Panama-Stadt mit Hilfsgütern für Auswanderer im Darién-Dschungel



Erzbischof Ulloa im Gespräch mit Migrantinnen

Simone Weil (1909-1943): Mystik und Politik



Wer sich einmal mit Simone Weil eingelassen hat, wird sie immer wieder zur Hand nehmen. Doch bedarf es dazu meist einer Hinführung, denn diese jung verstorbene Denkerin entwickelt ihre Thesen in großen Gedankenbögen und nicht selten radikal.

Die französische Existentialistin Simone Weil (1909 Paris-1943 Ashton) starb mit 34 Jahren an Entkräftung in einem englischen Hospital, weil sie nicht mehr essen wollte, als ein Franzose in Kriegszeiten auf Lebensmittelkarten bekam. In diesem „Selbstopfer“ zeigt sich eine Charakteristik dieser ungewöhnlichen Frau: Als atheistisch erzogene

Jüdin kam sie über einige mystische Erfahrungen und Begegnungen mit Christus zum Glauben, wenn auch nicht zur Kirche – ob sie sich am Ende ihres kurzen Lebens im Krankenhaus taufen ließ, ist umstritten. Vielen gilt Simone Weil als eine Heilige an der Schwelle der Kirche (kein Geringerer als P. Pio soll sie so eingeschätzt haben). Die Radikalität ihres Denkens und die vollzogene „Stellvertretung“ sowie ihre blitzlichtartigen Gedanken

sind bis heute von einer unglaublichen Anregung, die Wahrheiten des Christentums einmal mit einem fremden Blick zu sehen. So hinterließ sie auch Entwürfe und Kritiken zur Gesellschaftspolitik.

Simone Weils revolutionäre Bemühungen sind beeindruckend gespeist von einer metaphysischen Idee der Gerechtigkeit. „Bevor Simone Weil eine Revolutionärin der Mystik wurde, war sie eine Mystikerin der Revolution“, schrieb Karl Pflieger in seinem bekannten Buch „Kundschafter der Existenztiefe“ 1952. So bei der versuchten Neustrukturierung der Fabrikarbeit und der Aktivierung von Arbeiterinnen, während ihrer kurzen marxistischen Phase

als „rote Jungfrau“, beim versuchten Kampf auf der Seite der spanischen „Unabhängigen“ 1936, der durch einen Unfall jäh beendet wird, bei ihrer erfolglosen Tätigkeit im französischen Widerstand ab 1941; nicht zu vergessen die Theorie: nämlich

ihre Warnungen bereits seit dem Berliner August 1932 vor dem „Hitlerismus“. Dennoch zeigt schon ihr durchgängiges Scheitern bei diesen Vorhaben, dass ihre realpolitische Seite ein unerfüllbares Moment an sich trägt. Eine ihrer letzten Notizen lautet: „Don Quixote. Die Unwirklichkeit des Strebens nach dem Guten in dieser Welt.“

Simone Weil ist damit in Frankreich in einen klassischen Rang als Philosophin, politische Theoretikerin und Mystikerin aufgestiegen, aber im deutschen Sprachraum muss sie trotz vieler Einzelarbeiten immer wieder

gegenwärtig gehalten werden. Die relative Unbekanntheit liegt sicherlich einerseits an ihrem stark aphoristischen Denken, dessen innere logische Verknüpfung gesucht werden muss. Es liegt aber auch an ihren dunklen Themen, die ein langsames, eingehendes Lesen erfordern: das Böse und das Leiden. Und es liegt an ihrer Nähe zu Christus, die so unorthodox ist und ihn so eigenartig auch in anderen Religionen sucht und nicht selten befremdlich findet.

All die genannten Themen dieses fruchtbaren, scharfsinnigen Denkens müssten für die gegenwärtige deutschsprachige Generation freigelegt werden. Denn zur Sprache kommt damit ein Leben,

das von der Erfahrung der „Schwerkraft“ des Daseins beherrscht war. Weils Lebenszeit vollzog sich in Europas dunkelsten Stunden des 20. Jahrhunderts: Zwei Weltkriege, der spanische Bürgerkrieg und totalitäre Regime verfinsterten den Kontinent. Als die junge Frau mit 34 Jahren in Ashton bei London an Auszehrung starb, war noch keine Rettung in Sicht. In vielen individuellen Brechungen wurde dasselbe Los von Millionen anderer Menschen, Unschuldigen und Schuldigen, geteilt. Simone Weil aber erlitt es nicht nur, sondern war durch Anlage und Ausbildung in der Lage, der Nacht, dem Unheilen, dem Bösen Ausdruck und Deutung zu geben. Das heißt immer auch: es zu durchdringen und damit im Ansatz zu überwinden. Ihr Charisma war ein philosophisch und logisch geschultes Denken, das in den letzten Jahren von Christus erleuchtet wurde und immer tiefer in das Geheimnis des Bösen eindrang, vor allem kraft ihres Leidens, das sie mit

“
Nicht die Religion,
die Revolution ist
Opium für das Volk

“
Die Schönheit der Welt
ist die Mitwirkung der
göttlichen Weisheiten
bei der Schöpfung

dem seinen zu verbinden lernte. Daraus entstand ein Werk, nicht umfangreich, aber in vielen Facetten auffunkelnd, das einzigartig ist und in seinen schroffen, oft unvermittelten Aussagen bestürzt – aber auch anzieht, überzeugt, ja, die Wahrheit des Gesagten aus sich selbst heraus zeigt.

“
Die Erfahrung des
Guten gewinnt
man nur, indem
man es vollbringt

Wie kam die jüdische Agnostikerin zu einer solchen Tiefe? Sie war in ihrer selbstverständlichen Glaubenslosigkeit erschüttert worden durch mehrere Begegnungen mit einer Macht, für die sie zunächst keinen Namen hatte.

Diese Macht übersinnlich zu nennen, trifft nur ungenau, denn immer wurde sie im Sinnlichen wirksam – Simone Weil ist, vermutlich gerade aufgrund ihrer Askese, außerordentlich empfänglich für Sinnlichkeit, vor allem im Gewand der Schönheit. Zweimal dringt das Übernatürliche über das Ohr ein, beim Hören eines Gesanges: 1935 in Portugal vernimmt sie das schwermütige Lied der Fischersfrauen am Strand und ist von

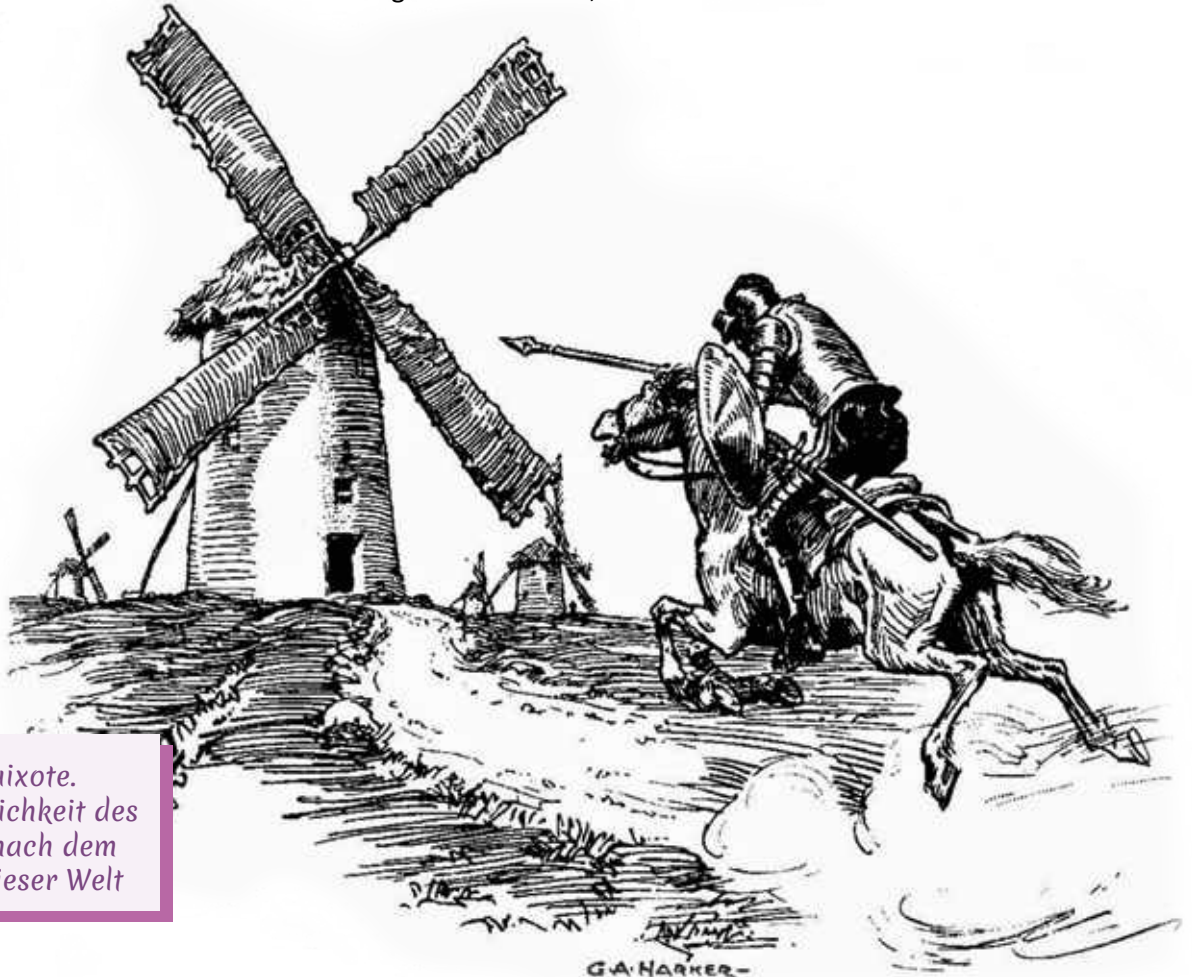
da an überzeugt, nur der christliche Glaube, niemals der Marxismus, können den „Sklassen“ erlauben zu überleben. Ein zweitesmal 1938 erlebt sie beim Hören des Gregorianischen Choralen in der Benediktinerabtei Solesmes trotz „sinraubender“ Kopfschmerzen ein ekstatisches „Oben“.

Dazwischen liegt die bestürzende Erfahrung in der Kirche S. Maria degli Angeli in Assisi im Mai 1937: „Eine Macht, die größer war als ich selbst, zwang mich auf die Knie.“ Im Frühjahr 1938 ereignet sich eine höchst überraschende persönliche Christusbegegnung, als sie – wiederum unter Kopfschmerzen – das Gedicht *Love* von George Herbert rezitiert; auch hier hat das Hören eine öffnende Bedeutung. Schließlich stammt aus der Zeit in Marseille 1941 der geheimnisvolle *Prolog*, in welchem „jemand“ (im französischen Text ein Masculinum) für unbestimmte Zeit „von Ihm“ in eine Dachkammer mitgenommen wird; dort wer-

“
Alle Sünden sind
Versuche, eine
Leere auszufüllen

den nur sinnlich-reale Gegebenheiten vollzogen: Essen, Trinken, Schlafen, Sprechen. Ohne diese Aussagen in eine unmittelbare biographische Mitteilung pressen zu wollen, ist doch der Schluss zeichnerhaft für Simone Weil: „Ich begriff, dass er mich aus Versehen aufgesucht hatte. Meine Stelle ist nicht in jener Dachkammer. Sie ist irgendwo, in dem Kerker eines Gefängnisses, in einem jener bürgerlichen Salons voll Nippes und rotem Plüsch, in dem Wartesaal eines Bahnhofs. [...] Ich weiß wohl, dass er mich nicht liebt. Wie könnte er mich lieben. Und doch, ganz innen ist etwas, ein Punkt meiner selbst, der es nicht lassen kann, mit Furcht und Zittern zu denken, dass er mich vielleicht, trotz allem, liebt.“

Dieser schwer auszudeutende *Prolog* (am Ende eines Lebens!) könnte so gelesen werden, dass die erzwungene Loslösung aus der mystischen (?) Begegnung und die Rückkehr in die kleinbürgerliche Welt unabdingbar sind, genauer noch: sogar einen Befehl aus der übernatürlichen Welt darstellen.



“
Don Quixote.
Die Unwirklichkeit des
Strebens nach dem
Guten in dieser Welt

Also ein Denken, Urteilen, Leben aus dem Übernatürlichen? Tatsächlich stabilisiert bei Weil das Ewige das Zeitliche: „Ein höchstes Gut, das heißt ein Gut, das jedes mögliche Gut einschließt. (...) Das bedeutet, dass es keine Unvereinbarkeiten zwischen verschiedenen Gütern gibt. Man verzichtet um des höchsten Gutes willen nicht auf ein begrenztes oder zweitrangiges Gut. (...) die Güter sind gut nur als Schatten des höchsten Gutes“ (Cahiers 4, 8). Niemals ist daher aus dem Auge zu verlieren das Ziel allen Tuns, das seit Platon formuliert ist: das Gute, oder in seiner politischen Verwirklichung: das Gerechte. Es wird jedoch nicht einfach als Transzendentes, sondern als wirklich und wirksam für die Welt, gegen das „Große Tier“ der Ideologien, eingefordert: „Der Gegenstand meiner Suche ist nicht das Übernatürliche, sondern diese Welt. Das Übernatürliche ist das Licht“ (Cahiers 2, 49). Analog: „Man darf nicht vergessen, dass eine Pflanze von Licht und Wasser lebt, nicht von Licht allein. Es wäre also ein Irrtum, nur auf die Gnade zu zählen. Es braucht auch irdische Energie“ (La connaissance surnaturelle, 1950, 321).

“ Ein Mensch, der sich etwas auf seine Intelligenz einbildet, ist wie ein Sträfling, der mit einer großen Zelle prahlt

Moralität und Humanität wurzeln in einer geistigen Gemeinschaft von einzelnen (niemals der Masse), die sich der fast unausweichlichen Verführung durch das Böse entziehen. Erst dann kann das Licht wirklich einbrechen. Sich freimachen ist die Einfallsstelle von Gnade; sie ist es, die die Notwendigkeit dieses irdischen Daseins bearbeitet. Nichts kann sich selbst von seiner Schwerkraft befreien, es sei denn durch götzenhaften Ersatz, den Raub von Freiheit.

So leistet Simone Weil Kritik an der tauben Selbstherrlichkeit des Daseins. Immer ist es aufzubrechen oder wird bereits gebrochen, in der Regel unfreiwillig, durch Verwundung. Politischer Kampf gegen Ungerechtigkeit und Benachteiligung bleibt in dieser Hinsicht selbstverständlich Aufgabe des Handelns. Dennoch greift auch hier Weils Grundüberzeugung: Die eigentliche

menschliche Verletzung kann überhaupt nicht in den Kategorien des politischen Wirkens und der gesellschaftlichen Gerechtigkeit bearbeitet werden. Eine solche Überschätzung des Irdischen hält die Wunde offen, statt sie zu schließen.

Die Wunde menschlicher Sklaverei kann wirklich nur im Übernatürlichen geheilt werden. Simone Weil lehrt einen Vorbehalt: Hiesiges Tun und Verändern erscheint zwar als notwendig, aber als vorläufig und kontingent. Eine solche Sicht entlastet keineswegs einfachhin, aber sie entzerrt das gewalttätige Verändern wollen. Säkulare Heilsideologien können so – im Blick auf Christus – immer erneut auf ihren totalitären Kern hin kritisiert werden. Simone Weils Analysen erlauben, ja fordern politische Optionen, verhindern aber Fundamentalismen, auch solche der „Befreiung“. Denn auch das Böse verspricht „Befreiung“. Aber die Nachfolge ins Leiden, die Weil wählt,

verbietet Scheinlösungen und lenkt auf den wirklichen, wirksamen (Er) Löser hin.

Es gibt auch heute in technisch gesteigertem Maße die Versuchung, subjektlose Prozesse freizusetzen, für deren Steuerung niemand mehr zuständig ist. Der Schrei des Widerwillens gegen das „Große Tier“ in all seinem Gestaltwandel ertönt in Weils Auslegung wieder mit überzeugenden Argumenten. Und es gibt auch heute einen Relativismus der Religionen, der die unvergleichliche Kraft der jüdisch-christlichen Offenbarung einebnen will. Bei Weil ertönt der Ruf nach Christus wieder mit aller persönlichen, hingebungsvollen Stärke.

Solche Gedanken sprechen aus dem damaligen Zerfall in unsere Zeit hinein. Sie machen Mut aus ihrer Verankerung in einer göttlichen Macht. Simone Weil öffnet die Augen – für die undurchschauten Verführungen und für die Schönheit, ja, die unwiderstehliche Freiheit Christi. Wer die mittlerweile alt gewordene Moderne überholen will, muss ihren Unglauben überholen. □



Lesehinweis:

H.-B. Gerl-Falkovitz: Simone Weil, in: dies., Leidenschaft und Fülle, Maß und Gleichgewicht, Medien-GmbH Heiligenkreuz (be&be) 2012, 239 S., 9 Ill., ISBN 978-3-902694-39-3



Marie Cabaud Meaney: Brücken zum Übernatürlichen. Simone Weil über das Böse, den Krieg und die Religion. Aachen 2018, Bernardus Verlag, 196 S.; ISBN 978-3-8107-0285-2



Einsamer Glaube

Der Glaube des Einzelnen muss bei Caspar David Friedrich viel tragen

Die Schluss-Etappe des Caspar-David-Friedrich-Jahres ist in Dresden eingeläutet. Hamburg, Berlin und die Elbestadt schenken dem bedeutendsten Maler der deutschen Romantik zu seinem Zweihundertfünfzigsten ein Festival an Ausstellungen. Seit Langem beherbergen diese Orte die imposantesten Bestände aus dem Gesamtwerk Friedrichs, der geboren ist im damals noch schwedischen Greifswald am 5. September 1774. Vierzig Jahre lebt und wirkt er in Dresden. Dort sind gerade seine wichtigsten Meisterwerke zusammengeführt. Ins Essener Folkwang-Museum kamen 2006 zur Friedrich-Ausstellung „Erfinder der Romantik“ über 350.000 Besucherinnen und Besucher.

Im Dresdener Albertinum kann man auch über die jetzigen Schauen hinaus das programmatischste seiner Werke besichtigen. 1808 malt Friedrich das Kreuz im Gebirge, besser bekannt als Tetschener Altar, ein frühes Ölgemälde. Er stellt es in seinem abgedunkelten Dresdener Atelier aus und verlässt die Stadt. Es löst einen Skandal aus. Zum ersten Mal ist in einem religiösen Bild nicht eine heilige Figur, sondern eine Landschaft Hauptgegenstand der Darstellung. Ein bekannter Kunstkritiker macht ihm das zum Vorwurf.

Friedrich bricht radikal mit überkommenen Kunstregeln. Ein höchst konzentriertes Landschaftsbild mit Bergspitze, Felsen, Tannen und schmalem hohen Holzkreuz vor drei überirdischen Strahlen und vor abendrotem Himmel wird zu einem Andachtsbild. Am Ende kauft es der Graf von Thun-Hohenstein. Er stellt es trotz sakralen Rahmens nicht als Altarbild in seine Schlosskapelle, sondern in sein Privatgemach.

Die meisten der Landschaftsbilder Friedrichs sind profaner Art, auf den ersten Blick. Dennoch behalten sie unterschwellig einen Andachtscharakter. In einigen seiner Werke finden sich bewusst religiöse Symbole, etwa in der „Winterlandschaft mit Kirche“ (1811). In Dortmund kann man es kostenfrei besichtigen, eine weitere Fassung in London. Zu sehen sind in einer Schneelandschaft eine aus dem Nebel



Caspar David Friedrich, Winterlandschaft mit Kirche (London, 1811)

ragende gotische Kathedrale, zentral ein Hochkreuz inmitten von drei Tannen, daneben drei große Felsbrocken. Am Ende erst entdeckt man den Mann, im Schnee sitzend, an einen Felsen gelehnt, die Hände faltend zum Gebet, seine Augen zum Kreuz richtend. Schließlich erkennt man zwei achtlos in den Schnee geworfene Krücken.

Man wird bei der Deutung nicht die eigenen Worte Friedrichs außer Acht lassen können, die er im Streit um den Tetschener Altar äußert. Der Felsen stehe für Glaubensfestigkeit, die immergrünen Tannen für die christliche Hoffnung. Die ist in der Londoner Version durch das sprießende Gras im Schnee zusätzlich betont. Friedrich komponiert und ordnet das Bild. Er sucht und betont Festigkeit in gesellschaftlichen Umbrüchen, Unsicherheiten der napoleonischen Kriege, in den Aufklärungsjahren, die den Einzelnen stärker auf sich selbst zurückwerfen. Der Glaube des Einzelnen im Vordergrund muss viel tragen, viel leisten. Natur und die Kathedrale als Traum- und Wunschbild scheinen sein Vertrauen dennoch zu unterstützen. Ist hier neben der protestantischen Glaubensstärke des Einzelnen katholisch der Wunsch nach kirchlicher Stützung und Beheimatung angedeutet?

Über 200 Jahre nach der deutschen Romantik ist unsere innere und äußere Lage bleibend labil und ungewiss. Die grünen Fichtenwälder sind vielfach abgestorben. Und von den Häusern, die voll Glorie schauen, sind viele profaniert und ganz im Nebel verschwunden. Der Mann mit seinen Krücken ist noch einsamer geworden. Behält er sein Vertrauen? Wie würde Friedrich das Bild heute malen? ■

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Jimmy Lai Hongkongs Totengeläut

Mit neun Jahren arbeitet Jimmy Lai als Gepäckträger auf dem Bahnhof seiner Heimatstadt Guangzhou. Als er zwei Jahre war verlor seine wohlhabende Familie durch die Machtübernahme der Kommunisten in China alles. Nun muss der Junge schwer arbeiten. Mit zwölf Jahren gelingt ihm als blinder Passagier auf einem Boot die Flucht nach Hongkong.

Er arbeitet in einer Wollhandschuhfabrik und ist schon mit 20 Jahren ihr Generaldirektor. 1995, zwei Jahre vor der Übergabe Hongkongs an China, gründet er die pro-demokratische Zeitung Apple Daily. 1997 wird er katholisch. Kardinal Zen, ein enger Freund der Familie, tauft den inzwischen sehr reich gewordenen Verleger, der die schlimme Zeit seiner Armut nie mehr vergisst.

Nun, viele Jahre des Kampfes um die Demokratie in Hongkong später, geht der greise Kardinal am Stock auf das Gerichtsgebäude zu, in dem seinem Freund wieder der Prozess gemacht wird. Zwei Polizisten in Schutzwesten beobachten den Priester.

Jimmy Lai droht lebenslange Haft. Er ist bereits seit über 1.000 Tagen unter anderem wegen „aufrührerischer Artikel“ und „Verschwörung mit ausländischen Kräften“ in Einzelhaft im Hochsicherheitsgefängnis Stanley. Grundlage ist das 2020 verabschiedete „Nationale Sicherheitsgesetz“. Lai nennt es „Hongkongs Totengeläut“.

Es ist auch das Totengeläut für seine Zeitung, da sein Vermögen beschlagnahmt wird, nachdem er zum verbotenen Gedenken an das Massaker auf dem Platz des himmlischen Friedens aufgerufen und zu 13 Monaten Haft verurteilt worden war.

Jimmy Lai hätte Hongkong verlassen können. Doch er wollte bleiben obwohl ihm, der auch einen britischen

Pass hat, nicht erlaubt wurde, einen britischen Anwalt zu nehmen. Der Streit darum zwischen einem erstinstanzlichen Gericht und dem Justizministerium und der Exekutive geht so weit, dass schließlich der Volkskongress in Peking angerufen wird. Der bestimmt, dass der Gefangene keinen ausländischen Verteidiger haben darf.

Doch warum ist der katholische Familienvater nicht rechtzeitig gegangen?

Ein Freund, Dennis Kwok, sagt, „Jimmy ist gläubiger Katholik und er glaubt fest daran, dass Gott ihn in diese Position gebracht hat, um, wie in der Bergpredigt, „Salz und Licht“ zu sein. Das ist er nun, im Dezember 2023 wieder in dem Prozess, den der 91jährige Salesianer Kardinal Zen als Zuschauer verfolgt.

Es ist, wie Sébastien, Lais Sohn feststellt, eine aufwendige Show, um den Vater zu diskreditieren und zum Schweigen zu bringen. Fast 400 Plätze stehen auf der Besuchertribüne bereit. Viele Polizisten sind im Einsatz. Der Gefangene ist offenbar Staatsfeind Nr.1, den man vorführen will, aber auch fürchtet. Die Beweisaufnahme wird auf 80 Tage angesetzt. Lay bleibt inhaftiert.

Am 25. Juli dieses Jahres soll erneut verhandelt werden. Eine Mitarbeiterin von Reporter ohne Grenzen, die den Prozess beobachten will, wird an Hongkongs Flughafen sechs Stunden lang festgehalten, durchsucht, verhört und abgeschoben. Der Prozess wird auf den 20. November vertagt.

Das Urteil steht längst fest. Die Frage ist nur, wie hoch es ausfallen wird.

Der britische katholische Menschenrechtler und Hongkongexperte Benedikt Rogers meint: „Sie wollen

Lai bis zu seinem Tod hinter Gittern lassen.“

So lange es seine Gesundheit erlaubt, wird Kardinal Zen, einer der Unterzeichner der Dubia, wohl immer wieder versuchen, ihn zu besuchen und eine Heilige Messe mit ihm zu feiern. Nicht nur der Glaube, sondern auch die Verfolgung durch die Kommunisten und der Einsatz für die Demokratie verbindet ja die



beiden. Und auch der Kardinal – übrigens ein strikter Gegner des deutschen „synodalen Weges“, dem er eine Mitschuld daran gibt, dass die Kirche in Deutschland im Sterben liege – war ja im Mai 2022 kurz inhaftiert.

Benedict Rogers schreibt: „Wir alle tun gut daran, auf unsere Weise seinem inspirierenden Beispiel zu folgen, indem wir für Lai beten, uns mit ihm solidarisieren und uns für ihn einsetzen“ und bittet: „Ermutigen Sie Papst Franziskus, sich öffentlich für ihn einzusetzen.“

Salz und Licht. „Die Dunkelheit wird nicht über das Licht siegen.“ So hat es Kardinal Zen Papst Franziskus gesagt. ■

TAGE, DIE NOCH LANGE WIRKEN

Die Freude bleibt

In den Pfingstferien durften wir eine Woche bei den Zisterzienserinnen von Oberschönenfeld Urlaub machen. Urlaub dort bedeutet, ein gemütliches, großes Zimmer bewohnen zu dürfen, dreimal am Tag gut bekocht zu werden, die Stundengebete im Chorgestühl der wunderschönen Barockkirche mitbeten zu dürfen und die Landschaft des Naturparks Augsburg Westliche Wälder durchstreifen zu können. Obwohl es auch immer wieder regnete, hatten wir weitgehend trockene, sonnige Tage, der Vollmond schien ins Zimmer, die Frösche des Gartenteichs quakten lauthals. Eine Idylle, die durch die freundlichen Schwestern zusätzliche Beheimatung erfährt.

Im barocken Speisesaal mit Blick auf den Garten, wurden wir zu einem älteren Herrn aus der Schweiz gesetzt. Während der ersten Mahlzeiten war er so wortkarg, dass wir es leicht bedauerten, dort das gemeinsame

Essen einnehmen zu sollen. Aber nach und nach kamen wir doch ins Gespräch und es wurde interessant. Unser Tischnachbar war Mitglied der reformierten Kirche in der Schweiz und bedauerte die Kälte und Inhaltsleere seiner Gemeinschaft, er bedauerte auch den „Überwohlstand“ der Schweiz, die Ausgrenzung von allem Fremden und er hatte sich an den Demonstrationen von „Fridays for Future“ beteiligt und war zutiefst empört und traurig darüber, dass Luft zum Atmen und Wasser zum Leben ausgingen und die Menschheit, obwohl sie es ja könne, es hinnehme, dass Millionen Menschen hungerten. Während also gleichzeitig ein radikales Umdenken, was CO₂-Ausstoß angeht, gefordert wurde, sah unser Gesprächspartner eher nicht, dass die Weltbevölkerung in den letzten Jahrzehnten um Milliarden angewachsen ist, und die Versorgung so vieler Menschen erst durch eine industrialisierte Landwirtschaft möglich wurde. Er

forderte, den Hunger abzuschaffen, die Klimakrise zu beenden, weniger Wohlstand für Superreiche durchzusetzen und eine Willkommenskultur für jedermann zu ermöglichen.

Die durchaus unglaublichen Leistungen, die die Weltgemeinschaft erreicht hat – das Buch „Factfulness“ von Hans Rosling gibt hier einen guten Einblick in die Versorgung von Menschen in armen Regionen der Erde mit Wasser, Nahrung, Bildung, gesundheitlicher Versorgung – anzuerkennen, fiel ihm eher schwer. Ohne große Probleme der Welt kleinreden zu wollen, fiel uns doch auf, dass es eigenartig war, in dieser wunderbaren, frühlingshaften Umgebung, in der die Vögel zwitscherten, die Wiesen blühten, das Wasser rauschte, vom Untergang der Welt so felsenfest überzeugt zu sein. Was war hier geschehen? In einer wohlgeordneten, sauberen, warmen Umgebung, wo man satt und zufrieden sein konnte, wird die Ungerechtigkeit der Welt beklagt, der sichere Untergang beschworen!



Natürlich ist es eine Leistung des Menschen, über das Hier und Jetzt hinausdenken zu können, sich um Menschen zu kümmern, die weit weg sind, denen es nicht gut geht. Auch über Probleme nachzudenken, die nicht die meinen sind, und sich einzusetzen für Belange, die mich nicht unmittelbar tangieren. Wie gut, dass Menschen weltweit, das immer wieder tun. Aber: Es gibt auch etwas, was Hans Rosling, den „Instinkt der Negativität“ nennt. Sein Anliegen ist es demgegenüber „unserem Gehirn zu erkennen helfen, dass die Verhältnisse sich bessern, wenn alle Welt uns weiszumachen versucht, dass alles immer schlimmer wird.“ Er sagt weiter: „Die



Lösung besteht nicht darin, sämtliche negativen Nachrichten durch positive Nachrichten auszugleichen. Dadurch würde man Gefahr laufen, einer bequemen, Selbsttäuschung fördernden und irreführenden Voreingenommenheit in die andere Richtung zu erliegen. Das wäre ebenso hilfreich wie der Versuch, zu viel Zucker durch mehr Salz auszugleichen. Dadurch wird das Gericht zwar pikanter, aber weniger bekömmlich. Für mich besteht eine Lösung darin, stets einen zweifachen Gedanken im Kopf zu haben. Wenn jemand erklärt, dass sich die Zustände verbessern, meinen wir oft anscheinend, dass er damit auch ausdrücken möchte „Keine Sorge, entspannt euch“ oder „Schaut einfach weg“. Wenn ich aber darauf hinweise, dass sich die Dinge verbessern, habe ich nichts dergleichen im Sinn. Ich fordere keineswegs, den Blick abzuwenden von all den gravierenden Problemen auf der Welt. Ich sage nur, dass die Dinge zugleich schlecht und besser sein können. Der nüchterne Blick auf die Welt, auf Veränderungen zum Guten wie zum Schlechten könnte also geboten sein. Und so bietet sich immer wieder Überraschendes dar: „Der Anteil extrem armer Menschen sank global bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts auf zwei Drittel und 1950 auf gut die Hälfte. Extreme Armut wird von den Vereinten Nationen heutzutage definiert als ein Leben mit weniger als 2,15 US-Dollar pro Tag bei aktueller Kaufkraft. Nachdem fortschrittliche Medizin und Technologie aus den westlichen Staaten in die verbleibenden Entwicklungsländer gekommen waren, reduzierte sich in den vergangenen 50 Jahren auch dort der Anteil extrem armer Menschen. (...) Mittlerweile liegt der Anteil unter neun Prozent“, so Axel Bojanowski in der WELT vom 3. Juni 2024.

Es gelang uns nicht wirklich unseren Tischnachbarn zu überzeugen, aber wir haben uns ernsthaft ausgetauscht und uns herzlich verabschiedet. Warum erzähle ich das alles? Weil mir scheint, dass sich ein Pessimismus und eine moralisierende Sichtweise bei uns eingeschlichen hat, die keine guten Früchte zeitigt. Das, was Giuseppe Gracia „Utopismus“ genannt hat, nämlich die Wirklichkeit zu messen an einem Standard, der niemals realisiert werden kann, aber immer als eine Art moderner Drohbotschaft über uns schwebt und uns deprimiert.

Wie wohlthuend die freundliche Präsenz der Zisterzienserinnen um uns herum. Unser Nachbar war voll des Lobes darüber, er nahm an den Gebetszeiten und Messen teil, er war beeindruckt und erzählte, dass er sich seit ein paar Jahren zum Christentum bekennt und dafür durchaus ablehnende Reaktionen bekommt. Wir wünschen ihm, dass er sich weiter öffnen kann, dass er dem Beispiel der Schwestern folgend, sich erden, sich erneuern, religiös Heimat finden kann. In der Klosterchronik von 2002 schreibt die damalige Äbtissin Ancilla Betting: „Das Leben im Kloster besteht nämlich nicht aus Besonderheiten, vielmehr ist es das Alltägliche, was Benedikt mit den Worten ‚Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht‘, anspricht. So wird jeder Tag neu als eine Chance und Herausforderung begonnen. Jeden Tag neu aufstehen, ist das, was beglücktes Leben schenkt. Im Umgang mit den alltäglichen Dingen zeigt sich, wie ernst die Suche nach Gott im Alltag genommen wird. Das heißt auch: In der Gegenwart leben, nicht den vergangenen Zeiten nachhängen und nicht den Kopf voller Pläne für

die Zukunft haben.“ Die Schwestern folgen den alten benediktinischen Regeln: Beten und Arbeiten, Gehorsam, Armut, Enthaltbarkeit leben, sie sind an den Ort gebunden. „Das Gelübde der Beständigkeit und Treue, die „stabilitas loci“ beinhaltet zum einen die Bereitschaft, hier im Kloster Oberschönenfeld zu bleiben, zum anderen, bereit zu sein, sich das ganze Leben lang auf Gottes Willen einzulassen, Gott auszuhalten. ‚Stabilitas‘ hat als Wurzel das Wort stare, stehen. Stabilitas fragt nach meinem Stand, sie fragt, ob ich Stand habe. Stabilitas ist Standfestigkeit. Stehen kann ich nur wenn ich einen Standpunkt habe. Ich kann in Freude zu einer freigewählten Lebensform und zu einer ganz bestimmten Lebensweise stehen.“ Eine Lebensweise, die im Einklang mit der Schöpfung steht und als Gegenmittel zu „I want you to panic!“ einer Greta Thunberg seit Jahrhunderten wunderbar funktioniert!

HEUTE,
WENN IHR
SEINE STIMME
HÖRT,
VERHÄRTET
EURE HERZEN
NICHT

Ursula Zöller:

Ein Vorrat an Hoffnung

Wenn wir wieder vom Esel fallen

Nicht nur in Zeiten einer Pandemie ist es gut, einen Vorrat an Lebensmitteln zu haben, aber es ist vor allem die Seele, die ein großes Maß anderer Vorräte nötig hat. Einen Vorrat an Zuversicht und Hoffnung, wie sie uns der Glaube gibt, einen Vorrat an Freunden und lieben Menschen um uns herum und einen Vorrat an Humor, der über so viel Not und Schmerz hinwegtragen kann. Über die kleinen und die großen Verluste.

Wer hat nicht schon geschmunzelt, wenn in der Heiligen Messe wieder davon gesprochen wurde, dass Gott uns so sehr liebt, dass er sogar die Haare auf unserem Kopf gezählt hat. Mag sein, denkt man dann angesichts des glatzköpfigen Vordermanns oder der eigenen schmerzhaften Verluste, aber tröstet das wirklich? Und vielleicht springen die manchmal sehr selbständigen Gedanken des frommen Messbesuchers zu Ephraim Kishons Geschichte über dessen Haare. Als sich deren Pracht immer mehr lichtet, nimmt er den Kampf um sie mit allen Mitteln auf. Den letzten drei Exemplaren, die er hingebungsvoll betreut, gibt er Namen und muss sie schließlich doch traurig entschwinden lassen.

Wer sich in einer ausweglosen Situation befindet wie Wilhelm Buschs kleiner Vogel auf der klebrigen Leimrute mag sich dann an dessen Lied erinnern: „Wenn dem so ist, wie dem ist, und wenn mich doch der Kater frisst, dann will ich keine Zeit verlieren, schnell noch ein wenig jubilieren. ...“ Die verbliebene Zeit für ein wenig Dankbarkeit und Fröhlichkeit zu nutzen, selbst wenn alles aussichtslos erscheint, ist sicher nicht das Schlechteste.

Gott, dem unser Jubilieren und unsere Dankbarkeit gelten könnte, muss sehr viel Humor haben. Er hat den Menschen geschaffen, obwohl er von Anfang an wusste, wie wir sein würden; oft ein wenig wie die beiden Kölner Originale Tünnes und Schäl.

Schäl beispielsweise kommt gerade von der Beichte aus dem Dom und sieht auf dem Domplatz leider gleich einen, mit dem er bis eben schwer im Streit gelegen hat. „Hast Du ein Glück, dass ich grad im Stand der heiligmachenden Gnade bin,“ schreit er wütend zu ihm hinüber, „aber wart nur, ich komm auch wieder raus.“ Was genau so auch gerade geschieht. Eigentlich dürfte er also gleich wieder reumütig in den Dom zurückkehren.

So sind wir. Um unseren Glauben bemüht und ganz schnell wieder ganz anders. Von der Heiligen Teresa von Avila wird ein



Satz berichtet, den sie ihrem Gott entgegenschleudert, als sie völlig übermüdet von ihrem Esel fällt, obwohl sie sich doch gerade so sehr für Jesu Botschaft eingesetzt hat: „Wenn du so mit deinen Freunden umgehst,“ soll sie gesagt haben, „musst du dich nicht wundern, dass du so wenige hast.“ Hat sie nicht recht? Aber darf man so mit Gott reden?

Man darf, denn er hat viel Humor. Muss er ja haben, wenn er an uns denkt. Und wenn wir in unserem Alltag wieder einmal von dem Esel fallen, der uns doch eigentlich vorwärts bringen sollte, wenn es weh tut und ungerecht erscheint, dann dürfen auch wir genau so mit ihm reden. Man soll mit ihm reden, soll anklagen und loben, weinen und lachen aber immer im Gespräch mit dem sein, der uns – aus Hochachtung vor uns – alle Freiheit gibt und uns dennoch bis in Jesu Tod hinein immer liebt.

Und wenn wir uns gar nicht sicher sind, wie es für uns weitergeht, wie das Leben nach dem Tod sein wird?

Tünnes und Schäl haben sich darüber in langen Gesprächen Gedanken gemacht. Dann haben sie beschlossen, dass derjenige von ihnen, der als erster stirbt, den anderen darüber informieren wird, wie es im Jenseits ist. Das scheint die einzige Lösung: Ist es so wie Tünnes meint, dann soll der Tote „taliter“ sagen, so ist es. Ist es aber, wie im Gegenteil Schäl annimmt, dann heißt die Information „aliter“, anders also als die Ansicht von Tünnes.

Nicht lange nach ihren Gesprächen über das ewige Leben, stirbt Tünnes und ein paar Nächte danach erscheint er tatsächlich dem Schäl. „Und wie ist es?“ fragt der, aufgeregt und sehr neugierig, denn es geht um so viel.

Die Antwort ist nicht gerade erhellend. „Totaliter aliter“, sagt der Tote, „völlig anders“.

Wie auch immer: Es wird, das sagt uns Jesus in all seinen Gleichnissen vom himmlischen Hochzeitsmahl, sehr, sehr schön.

Wirklich.

Ganz ohne Zweifel. ■

Aufgelesen Zur Mitgliederentwicklung der Freikirchen in Deutschland

„Bekannt ist der Ausspruch des Theologen Jürgen Moltmann von 2013: »Die Zukunft der Kirche ist freikirchlich.« Gemeint ist damit, die Kirche der Zukunft sei weniger bürokratisch, dafür veränderungsbereit und missionarisch.

Wie steht es mit der Mitgliederentwicklung der sechs größten Freikirchen in Deutschland? Der Bund Freikirchlicher Pfingstgemeinden (BFP) konnte im Vergleich zu vor 30 Jahren in geringem Umfang Mitglieder gewinnen. Auch der Bund Freier Evangelischer Gemeinden (Bund FEG) konnte leicht zulegen. Die anderen vier Freikirchen: Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden (BEFG), die Siebenten-Tags-Adventisten, die Selbstständig Evangelisch-Lutherische Kirche (SELK) und die Evangelisch-Methodistische-Kirche (EmK) stagnieren oder schrumpfen. Unterm Strich haben die sechs größten deutschen Freikirchen nur knapp 14.000 Mitglieder ... Zum Vergleich, in diesem Zeitraum sind 6.434.477 Menschen aus der evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ausgetreten. »Dass jemand seine Landeskirche verlässt und sich dann einer Freikirche anschließt, ist die Ausnahme.«

(Qu.: *Arbeitsgem. „Lebendige Gemeinde münchen 2024/2, Informationsbrief S. 9)* Hubert Gindert

Vorgegebenes müssen wir nicht übernehmen

Was in der Weltpolitik passiert, wirkt sich – in der verbundenen Welt (One Wide World) – aus. Das geschieht auch mit den Informationen und gilt auch für den Markt der Nachrichten.

Im amerikanischen Wahlkampf wird in unseren Medien deutlich Partei ergriffen, so als ginge es um eine politische Entscheidung in unserem Land. Natürlich wirkt sich das Ergebnis in den USA weltweit, für Europa und für Deutschland, in Wirtschaft und Politik aus.

Ärgerlich ist aber, dass einseitig informiert wird. Manche Medien verstehen sich als „Volkserzieher“ und wollen bestimmen, was die

Auf dem Prüfstand

Menschen denken sollen. Die Augsburger Allgemeine Zeitung vom 23. Juli brachte in drei Beiträgen „Das bedeutet Kamala Harris für Deutschland“, „Eine Kandidatin mit Chancen und Risiken“, „Kann sie es schaffen?“ die neue Situation. Im Text „Das bedeutet Kamala Harris für Deutschland“ steht:

„Für Deutschland wäre ein Sieg der 59-jährigen der politisch wünschenswerte Wahlausgang. Denn Harris wird »den großen Linien Bidens« folgen“. Der Autor Christian Grimm kennt ebenso wenig wie wir das Regierungsprogramm von Kamala Harris. Der Mitbewerber Trump um das Präsidentenamt wird niedergemacht, wie das schon vorher im Duell Biden-Trump der Fall war. Sowohl in der textlichen Argumentation wie in den Bildern.

Die Medien haben in einem demokratischen Staat die Menschen wahrheitsgemäß und umfassend zu informieren, damit sie sich ein Urteil bilden können. Sie haben keinen Erziehungsauftrag, aber so gerieren sie sich.

Um einen ungeliebten Kandidaten als „unmöglich“ darzustellen, werden folgende Methoden praktiziert:

Man rückt ihn in eine radikal rechte d.h. nationalistische Ebene. Dazu eignet sich der Ausspruch „America first“. Diese Politik lässt sich aber bei allen amerikanischen Präsidenten dingfest machen und es ist auch ihre Aufgabe, die Wohlfahrt des eigenen Landes im Auge zu haben. Das wird von Kennern der Situation auch von Kamala Harris erwartet, z.B. vom Journalisten und Moderator der Tagesthemen Ingo Zamparoni. Er sagt: „Ein Kuschelkurs ist mit Kamala Harrison auch nicht zu erwarten. Sie fährt ebenfalls eine

America-first Strategie“. Zamparoni ist ganz unverdächtig. Er ist mit einer US-Amerikanerin verheiratet, hat also intime Kenntnis der Situation und gibt sich als überzeugt, dass der „Rückzug (Bidens) für die Partei und das Land eine gute Entscheidung war. Der Wechsel habe in der Partei eine »unfassbare Energie und Euphorie freigesetzt«“.

Als zweites Argument gegen einen Gegner gilt heute, wenn man einem Bewerber anhängen kann, er sei gegen die Frauenrechte, was konkret heißt, er sei gegen die Liberalisierung der Abtreibung. Hinzu kommt, wenn sich der Bewerber gegen die Gleichwertigkeit aller Formen der Sexualität ausspricht.

Man hat Trump nicht verziehen, dass er bei der Neubesetzung des höchsten Amerikanischen Gerichtes eine Frau berufen hat, von der bekannt ist, dass sie für das Lebensrecht ungeborener Kinder eintritt. Damit lassen sich Emotionen hochkochen und am Köcheln halten. Biden praktiziert eine andere Linie. Von Kamala Harris sagt Margit Hufnagel, die Autorin des Artikels in „Die Frau, die sich was traut“ (AZ, 24.7.24):

„Der Kampf für Frauenrechte prägt seit Jahren ihre Arbeit (Kamala Harris) und könnte auch in der anstehenden Wahl, vor allem jüngere Wählerinnen mobilisieren“. Hufnagel zitiert Thomas Jäger, den US-Experten von der Universität Köln, mit den Worten: „Sie wird das Recht auf Abtreibung thematisieren“ ...

Es sind keinesfalls nur Fragen der NATO, der Wirtschaftspolitik und der Zölle mit China etc., die das Wohlwollen vieler Medien für Kamala Harris und die Gegenposition zu Donald Trump bestimmen, sondern auch die Fragen, die weltweit Sympathie und Antipathie hervorrufen. Auch hier ist der Gegenspieler des Lebens mit dabei.

Hubert Gindert

Was aus der olympischen Idee geworden ist

In Paris fanden im Juli/August 2024 die olympischen Spiele moderner Zeitrechnung statt. Der Name geht auf einen griechischen Ort zurück, in dem seit 776 v. Chr. die sportlichen Wettkämpfe der griechischen Stämme stattfanden. Sie konnten nur

im Frieden abgehalten werden. Dieser „Gottesfriede“ wurde von den griechischen Stämmen vereinbart. Das Ende der antiken heidnischen Spiele wurde von Kaiser Theodosius I. ausgesprochen. Die Schließung des Zeus Tempels brachte 426 n. Chr. das endgültige Aus.

Die ersten olympischen Wettkämpfe moderner Zeitrechnung fanden 1896 in Athen statt. Treibende Kraft dafür war der französische Baron Pierre de Coubertin. Nach Josef Bordat war Coubertin „ein Streiter gegen die Nebenwirkungen der Moderne, des Egoismus, des Gewinnstrebens, des Zerfalls familiärer Bindungen und traditioneller Wertvorstellungen“. Coubertin wollte dagegen die Tugenden einer Athletenreligion setzen: Leistungsbereitschaft, Chancengleichheit, Gleichheitsbewusstsein, Fairness.

Die Möglichkeiten, weltumspannende Spiele für politische Zwecke zu nutzen geschah auf der Olympiade 1936 in Berlin durch die Nationalsozialisten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die olympischen Spiele auch dazu missbraucht. Es ging den kommunistischen Staaten darum, ihr System gegenüber den „kapitalistischen Demokratien“ als gleichwertig wenn nicht sogar als überlegen in das Bewusstsein zu bringen. Ihre Athleten waren Staatsamateure. Das ursprüngliche Motiv des „Dabei sein ist alles“ war schon vorher vom Motiv des messbaren „schneller, höher, stärker“ ersetzt worden.

Der von den alten olympischen Spielen feststehende Amateurstatus der Athleten wurde ad acta gelegt. Seit den olympischen Sommerspielen in Sydney 2000 enthält der olympische Eid eine Antidopingklausel. In den Spielen des Jahres 2024 in Paris stand bereits am 30. Juli 2024 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (23.07.2024) der Artikel „Das Misstrauen schwimmt mit – Doping ist auch Teil dieser olympischen Sommerspiele“. Im Blickpunkt stehen elf chinesische Schwimmer, die vor drei Jahren positiv getestet und nie bestraft wurden. Das wird nicht der letzte Dopingartikel der olympischen Spiele in Paris sein.

Am Doping hängen wirtschaftliche Vorteile und der Siegeswille der Athleten. Damit ist die Frage der Gesundheit durch Sport gegeben. In jedem Fall sind Dauerhöchstleistungen

wie wir sie von der Tour de France und von Triathlonmeisterschaften (schwimmen, laufen, radfahren) kennen und die Konkurrenzmaschine, welche die erste Rolle spielt, gemeint.

Was die Zuschauerschaft betrifft sind Sportereignisse, die Fortführung von „Panem et Circenses = Brot und Spiele“, die in der Dekadenz des Alten Roms, die Bürger von ihren Sorgen und Pflichten abgelenkt haben. Ist das heute anders?

Bei den Spielen 2024 in Paris wurden die Eröffnungsfeierlichkeiten zusätzlich benutzt, um das Christentum in der weltumspannenden olympischen Kampagne kulturell lächerlich zu machen. Es wurde „das letzte Abendmahl mit dreizehn Drag-queens (als Frauen verkleidete Männer) während der Eröffnungszeremonie vorgeführt“ (Kirchenzeitung Augsburg 7/2024). Es gab dazu massiven Protest, auch von Nichtchristen. Der deutsche Bischof von Passau, Stefan Oster, kritisierte den Vorgang. Die deutschen Bischöfe äußerten nach der Klarstellung des Veranstalters durch ihren Sprecher Matthias Kopp: „Diese Erklärung trägt dazu bei, die Diskussionen zu beruhigen“. Die Behauptung des olympischen Komitees, die vorgespielte Szene sei nicht eine Darstellung des Abendmahls, sondern eine Szene aus der griechischen Mythologie, sei für Kopp „nicht überzeugend“ (kath. Kirchenzeitung für Deutschland, 3./4. August 2024 Nr. 31, S. 4).

Gerhard Kardinal Müller stellte seine Meinung in den Kontext mit der französischen Revolution, er sagte: „Die völlig entmenschten Posen, mit denen bei der Inaugurationsfeier der Olympischen Spiele (LGBT-Ideologen nicht nur das letzte Abendmahl Jesu, sondern auch ihre eigene Menschenwürde verhöhnten, knüpfen offensichtlich an die Kampagne der Jakobiner zur Entchristlichung Frankreichs an ... Die Woke-ideologie im Westen hat ausdrücklich atheistische Wurzeln, ist durch und durch vom Hass auf Jesus Christus geprägt und von übelster Hetze gegen die katholische Kirche zerrissen ... Sie merken nicht, dass sie die Ehre Frankreichs, das als Land und Kultur alles dem Christentum verdankt, in den Schmutz haben ziehen lassen und selbst noch in einem Anfall geistiger Umnachtung daran mitwirkten ...“

Hubert Gindert

Wie das „Lagerdenken“ entsteht

Kirsten Zimmerer gibt dem Editorial für das „Konradblatt“ (31.07.2024, S. 3) den Titel: „Kein Lagerdenken“.

Kirsten Zimmerer begründet ihre Ausführungen mit dem Beispiel des seligen Carlo Acutis. Sein Reliquienschein mit dem Herzen wurde inzwischen in München, Kloster Weltenburg, Berlin, Hamburg und Köln gezeigt. Viele, besonders Jugendliche, kamen: „Ein Vorbild im Glauben und gleichzeitig wie der Junge von nebenan“ sagt Kirsten Zimmerer.

Sie meint, „während diese Verehrung einer Wallfahrt gleichkommt“ und viele Jugendliche „Kraft und Hoffnung schöpfen, erfährt diese Form der Frömmigkeit, bei der noch dazu Körperteile verstorbener Menschen auf Reisen gehen, von anderen harsche Ablehnung. Von aus der Zeit gefallen und skurril, makaber bis hin zu antimodern und reaktionär ... Sie können mit dieser Art der Heiligenverehrung nichts anfangen und wittern hier, wie einem alten Kult neues Leben eingehaucht werden soll ... Eine fromme Absage an den Zeitgeist und an längst überfällige Reformen in der Kirche.“

Nun kamen die vielen Jugendlichen zu Carlo Acutis nicht wegen seiner Affinität zum Internet und weil er Jeans und Turnschuhe trug – das ist haufenweise der Fall – sondern wegen seiner Verehrung der Eucharistie.

Kirsten Zimmerer sieht „die, die allein in einer Form der Frömmigkeit die Zukunft der Kirche und einer davon ausgehenden Neuevangelisierung setzen“. Sie sollte einmal im katholischen Katechismus der Kirche (KKK) nachlesen, was über die Eucharistie, das wichtigste Sakrament, in der Kirche steht!

Carlo Acutis war ein großer Verehrer der Eucharistie. Kirsten Zimmerer meint, dass am Beispiel der Verehrung Carlo Acutis sich „ablesen lässt, unter welcher Polarisierung die katholische Kirche gerade leidet“. Sie fragt: „Wer hat nun recht, wer ist katholisch?“

Um die Sichtweise der im Glauben unterschiedlich Denkenden zu retten, sagt Kirsten Zimmerer: „natürlich darf und muss gefragt werden, wo die Grenzen der Pluralität liegen“. Genau das geschieht nicht

und es kommt einem Jugendlichen in den Sinn, die mit der Verehrung Carlo Acutis nichts am Hut haben, aber „längst überfällige Reformen in der Kirche“ fordern. Es fallen die Forderungen des synodalen Prozesses ein, bei denen verlangt wurde, alle Formen der Sexualität seien gleichwertig, alle Dienste, wie der Diakonat und Priestertum müssten für alle offen sein, die Kirche sei eine demokratische Institution, in der Mehrheiten bestimmen, was zu gelten hat. Es gibt eine Reihe weiterer Forderungen, wo geklärt werden müsste, ob sie zur Pluralität des „Katholischen“ gehören. Da dies nicht geschieht haben wir die Tatsache, dass manche ihre Meinungen für „katholisch“ halten, die aber nicht vom Glauben der katholischen Kirche gedeckt sind. Das Ergebnis ist das „Lagerdenken“.

Kirsten Zimmer zitiert den bekannten Satz: „Einheit und Katholizität erweisen sich dadurch, dass wir Unterschiede als bereichernd erfahren“, ohne auf die Grenzen der Pluralität hinzuweisen. In den meisten Fällen ließen sich die Fragen beim Lesen im KKK, der das gesamte Glaubensgut der katholischen Kirche enthält, schnell klären. Der KKK taucht aber bei ihren Ausführungen nicht auf. Warum nur?

Aus dem Gespräch der Dekane Herbert Strecker und Karl Jung zitiert Kirsten Zimmer den Hinweis auf die Unterschiede von der Orts- und Weltkirche und die Aussage: „Wir müssen in großer Offenheit für alle Menschen da sein. So verstehe ich katholisch.“ Das ist zu wenig. Denn diese „Offenheit für alle Menschen“ gilt für jeden Menschen, schließt aber nicht ein, dass wir alle Aussagen als „katholisch“ akzeptieren müssen.

Hubert Gindert

Eucharistischer Aufbruch

Eucharistische Weltkongresse sind Zusammenkünfte, auf denen die Kirche ihre Erlösung feiert. Der Herr ist an Himmelfahrt zum Vater aufgefahren, er will aber in eucharistischer Gestalt bei den Gläubigen anwesend bleiben. Das ist ein Hauptgrund, dass Gläubige auch außerhalb einer heiligen Messe die Kirche aufsuchen.

In der heiligen Messe wird in der Wandlung mit den Worten ... „zur Vergebung der Sünden“ an unsere Er-

IN MEMORIAM

Anton Ziegenaus

15. März 1936 -

7. August 2024



Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus ist 1936 in Hofarten/Bayern geboren. Nach dem Studium der Philosophie, Theologie und Psychologie wurde er 1963 zum Priester geweiht. Den Doktor in Philosophie erwarb er bei Alois Dempf, in Theologie bei dem späteren Kardinal Leo Scheffczyk. Von 1977 bis 2004 (Emeritierung) war er Ordinarius für Dogmatik in Augsburg. Mit Scheffczyk zusammen schuf er eine achtbändige international vielbeachtete aktuelle Dogmatik.

Vielfältig war sein Engagement in Wort und Schrift. Er referierte an Hochschulen und Akademien, war Dozent in Priesterseminaren und bei Kongressen. Anton Ziegenaus unterstützte die Gründung von Radio Horeb und war mit Aufmerksamkeit und Engagement dem katholischen Radio verbunden. Mit Rat und Tat begleitete er die Initiativen des Forums Deutscher Katholiken und war Referent beim Kongress „Freude am Glauben“. Von Anfang an war er Mitglied beim Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg. Er moderierte die Theologische Sommerakademie in Augsburg, war ihr geistlicher Leiter und regelmäßiger Referent.

In seiner Lehre und Verkündigung nahm die Muttergottes einen besonderen Rang ein. Sein Leben lang war er fasziniert von den Erscheinungen der Muttergottes in Fatima und besuchte gerne marianische Wallfahrtsorte. Er wusste um die Sorge der Muttergottes für ihre Priester. In guter katholischer Weise verehrte er die Heiligen und sah sich in der Nähe zu den Priestern, die als Beichtväter den Gläubigen die Barmherzigkeit Gottes vermittelten. Er suchte bekannte und unbekannte Wallfahrtsorte auf und schätzte die von den Katholiken gepflegten marianischen Gebetsstätten. Unter den Heiligen verehrte er besonders die heiligen Priester, die, wie der Pfarrer von Ars, Pater Leopold Mandić und Pater Pio, unermüdlich das Bußsakrament als besondere Gnadengabe Gottes spendeten. Er war bemüht, das Sakrament der Buße neu zu beleben. Als Priester und Professor stand er stets zur Autorität der Kirche, der er im Rahmen seiner Möglichkeiten auch nach seiner Emeritierung diente. Im Klinikum in Bobingen wirkte er viele Jahre als Seelsorger, bis er sich wegen körperlicher Einschränkungen der Krankenseelsorge in Bobingen nicht mehr widmen konnte und selbst auf Betreuung angewiesen war.



Prälat Professor Dr. Dr. Anton Ziegenaus war ein engagierter Lehrer, ein geistlicher Seelenführer und ein guter Freund, der auch in schwierigen Situationen Freundlichkeit und Humor bewahrte. Möge die Muttergottes seine Treue lohnen und Jesus ihn zu dem Platz führen, den ihm der himmlische Vater bereitet hat.

Titelbildbeschreibung



Giotto di Bondone (ca. 1266 – 1337) entwarf wohl um 1296 einen Zyklus über das Leben des Hl. Franziskus für die Basilika San Francesco in Assisi. Zu dieser Bilderserie gehört auch „die Vögelpredigt“.

Die Legende berichtet: Franziskus sieht eine Schar Vögel, geht auf sie zu und sagt zu ihnen: „Meine Brüder Vögel! Gar sehr müsst ihr euren Schöpfer loben und ihn stets lieben. Er hat euch Gefieder zum Gewand, Fittiche zum Fluge und was immer ihr nötig habt, gegeben. [...] Ihr säet nicht und ihr erntet nicht, und Gott nähret euch. [...] Und obgleich ihr weder spinnen noch nähen könnt, kleidet Gott.“ Hier wird eindeutig Bezug auf Mt. 6,26 genommen.

Im Bild beugt sich Franziskus herab zu den Vögeln, welche geordnet vor ihm sitzen, zu ihm aufblicken und ihm zuhören, als würden sie ihn verstehen. Und wie bei den Menschen, so ist es auch bei den Vögeln, drei Vögel kommen etwas verspätet zur Predigt des Heiligen angefliegen. Im Rücken des Heiligen steht ein Weggefährte. Er ist überrascht über dieses Wunder. Man vergleiche die Hände der Beiden: Franziskus hält seine rechte Hand segnend und seine linke Hand geöffnet. Sein Begleiter hält seine rechte Hand abwehrend und seine linke Hand geschlossen.

Durch die unterschiedliche Größe der drei Bäume erhält das Bild etwas Tiefe und Perspektive. Weiter schirmen die Baumkronen nach oben ab. Lediglich über dem Heiligen ist der Himmel nach oben frei. Franziskus ist leicht aus der Seitenansicht gedreht, sein Begleiter ist nicht ganz in Frontalansicht gemalt. Giotto beginnt, die Zweidimensionalität aufzugeben. Die Personen werden nun voluminös modellierte Individuen, die auch durch den unregelmäßigen Faltenwurf ihrer Gewänder zusätzlich belebt werden und Plastizität erhalten. *Alois Epple*

Fortsetzung Prüfstand

lösung erinnert. Eine eucharistische Anbetung zählt zu den Höhepunkten des kirchlichen Lebens. Wo sie wiederbelebt wird, bedeutet das einen Neuaufbruch im Glauben. Denn alle Sakramente wie Taufe, Kommunion, Firmung ... finden in der Eucharistie ihren Höhepunkt. Das gilt auch für die eucharistische Begegnung am Sonntag. Wenn diese eucharistische Begegnung schrumpft, dann stirbt auch das religiöse Leben insgesamt ab. Deswegen war der 10. „National Eucharistic Congress“ ein starkes Zeichen des religiösen Aufbruchs in Indianapolis/USA. Über 50.000 Menschen kamen zu Anbetung, Lobpreis und Feier der Liturgie. Drei Jahre hatten die Bischöfe den Kongress zum „National Eucharistic Revival“ vorbereitet. Revival steht für Wiederbelebung. Ein Pilgerweg von 60 Tagen auf vier verschiedenen Routen durch die USA verbreitete die Aufbruchstimmung im ganzen Land. Es wird von 200 Bischöfen, über 1000 Priestern und Ordensleuten, die daran teilnehmen, berichtet. 53.000 Ein-

trittskarten wurden vergeben. Das eucharistische Kongressprogramm enthielt u.a. Vorträge und Zeugnisse sowie eine eucharistische Prozession mit 10.000 Personen durch Indianapolis.

Die Eucharistie wird als „Quelle und Höhepunkt des kirchlichen Lebens“ bezeichnet. Das gilt auch für die kirchlichen Dienste und Apostolatswerke. Der eucharistische Kongress in den USA war ein sichtbares Zeichen der Einheit der Katholiken. (Quelle: kath.net.)

Auch in Deutschland nehmen Adoratio-Kongresse, z.B. in Altötting, zu. Das sind Veranstaltungen der eucharistischen Anbetung. Aber die Teilnahme ist im Vergleich zu den USA noch bescheiden.

Vielleicht hilft die Heiligsprechung von Carlo Acutis, der 2006 im Alter von 15 Jahren an Leukämie starb, zur Ausbreitung der eucharistischen Anbetung insbesondere bei der Jugend. Carlo Acutis wird auch als „Influencer Gottes“ und „Cyberapostel“ bezeichnet. *Hubert Gindert*

Fotonachweise:

259 oben: Joachim Schäfer - Ökumenisches Heiligenlexikon, unten: piqsels fwozh; **260-261** The Yorck Project (2002) 10.000 Meisterw. d. Malerei (DVD-ROM), distr. by DIRECTMEDIA Publishing GmbH. ISBN: 3936122202., Gemeinfrei; **262** Gemeinfrei, commons.wikimedia, „Creative Commons CC0“; **263** oben: piqsels sjili, unten: commons.wikimedia, Denobili - Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0; **264** Die Psalmen, Belsor Verlag, 1997, S. 91; **265** Das illustrierte Bibelhandbuch, J. Bowker, Dorling Kindersley, 1998, S. 7; **266** commons.wikimedia, Von Janz, Eig. Werk, CC BY 2.5; **267** Die Psalmen, Belsor Verlag, 1997, S. 83; **268** By Carl Bloch, freechristimages, Public Domain; **269** By Lorenzo Monaco, Public Domain; **270** commons.wikimedia, By Gyddanyzc, Own work, CC0; **272** By Martin Luther (texte); Ji-Elle (phot.), Own work, CC BY-SA 4.0; **273** By Anonymous - dig-sammlungen.de, Public Domain; commons.wikimedia, Di Saikko - Opera propria, CC BY 3.0; **274** Alfons Zimmer; **275-277** Raymund Fobes; **279** „Lepanto-Monstranz“ Ingolstadt; Fotograf: Manfred Seitz, Lichtenau; **280-283** Künstlerin Bradi Barth, mit

freundlicher Genehmigung von kerk in nood Belgien; **284** Gianni Guadalupi, Die Bibel, Karl Müller, 2003, S. 15; **286** von oben: The Yorck Project (2002) 10.000 Meisterw. d. Malerei, gemeinfrei; Von Authentic portrait from the Vatican album of the Ecumenical Council., digitale ID cph.3g07498 Gemeinfrei; Von Karlshammer, gemeinfrei; Ökumenisches Heiligenlexikon; Von Series: Reagan White House Photographs, gemeinfrei; **287** Caritas, Nächstenliebe von den frühen Christen bis zur Gegenwart, Michael Imhof Verlag, Ausstellungskatalog, S. 605; **288-290** © Kirche in Not; **291** Von Unbekannter Fotograf, gemeinfrei; **292** By G. A. Harker, Public Domain; **294** gemeinfrei, wikicom.; **295** By Office of Speaker Nancy Pelosi, Public Domain; **296** Freepik, Image by cookie studio; **297** Von Werner Platteder - Bildspende des Fotografen für Wikipedia unter CC-BY-SA, CC BY-SA 4.0; **298** pexels, cottonbro; **304** Wikimedia Commons (public domain);

Quellennachweise:

274 ralph-elster.koeln/premiere-fuer-die-festtage-der-stadtpatrone-eine-wunderbare-idee; **304** Benedicta Maria Kempner, Priester vor Hitlers Tribunalen, Gütersloh 1970

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im September 2024

FÜR DEN SCHREI DER ERDE

Wir beten, dass jeder von uns den Schrei der Erde und der Opfer von Umweltkatastrophen und Klimawandel mit dem Herzen hört und sich persönlich verpflichtet, für die Welt, in der wir leben, zu sorgen.

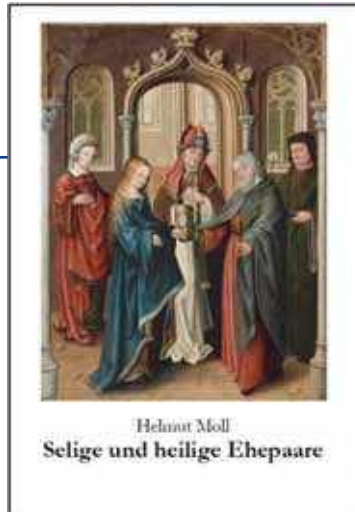
Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Oktober 2024

FÜR EINE GEMEINSAME SENDUNG

Wir beten, dass die Kirche weiterhin in jeder Hinsicht einen synodalen Lebensstil im Zeichen der Mitverantwortung unterstützt, der die Beteiligung, die Gemeinschaft und die gemeinsame Sendung von Priestern, Ordensleuten und Laien fördert.

Helmut Moll: Selige und heilige Ehepaare; Mit Vorwort v. Christoph Kardinal Schönborn, DominusVerlag Augsburg 4., erw. Auflage 2024, 56 S.; geheftet; ISBN 9783940879486, 8,85 Euro

Unzählige ganz normale Laien sind im Ehe- und Familienleben sowie in ihrer weltlichen Arbeit zur Heiligkeit gereift – auch wenn nur die wenigsten von ihnen offiziell selig oder heiliggesprochen wurden. Der Kölner Prälat Prof. Dr. Helmut Moll hat sich auf die Suche gemacht und zahlreiche von der Kirche als Selige oder Heilige verehrte Ehepaare gefunden. Christoph Kardinal Schönborn schreibt über die hier vorgestellten seligen und heiligen Ehepaare in seinem Vorwort: „Heutigen Paaren sowie den sich auf die Ehe vorbereitenden Menschen können sie in unserer Gegenwart authentische Vorbilder ‚in guten wie in bösen Tagen‘ sein.“
Eine Schrift für die Ehevorbereitung und anlässlich von Ehejubiläen, für Brautpaare und Eheleute.



Bestellmöglichkeiten:
beim Autor: Prälat Prof. Dr. Helmut Moll, Kunibertslostergasse 3, 50668 Köln oder beim Verlag: DominusVerlag, Mittleres Pfaffengäßchen 11, 86152 Augsburg, E-Mail: bestellung@dominusverlag.de; shop: www.dominusverlag.de

Gebetsstätte Marienfried

SÜHNENÄCHTE 2024
www.marienfried.de



Sa., 07.09.

Domkapitular Armin Zürn, Augsburg

Sa., 05.10.

Vize-Offizial Alexander Lungu, Augsburg

Allg. Ablauf: 14:00 Uhr euch. Anbetung, Beichtgel.; 15:00 Uhr Hl. Messe, Segnung der Andachtsgegenstände; 18:00 Uhr euch. Anbetung, Beichtgel.; 20:00 Uhr Hl. Messe mit Predigt; 21:30 Uhr Sühneandacht; 23:00 Uhr Beichtgel.; 24:00 Uhr Mitternachtsmesse; Anschl. Gebetsnacht/Nachtanbetung

Maria Vesperbild



Fatimatage
Fatimapilgertage
an jedem 13. eines

Monats: 10.15 Uhr: feierl. Pilgeramt
• 11.15 Uhr: Erneuerung der Weihe an das Unbefleckte Herz Mariens
• 11.30 Uhr: Weihe von Andachtsgegenständen in der Anbetungskapelle
• 14.50 Uhr – 15.10 Uhr: Beichtgel.
• 15.00 Uhr: Fatimagebetsstunde
• 18.40 Uhr: Rosenkranz, sakr. Segen
• 19.15 Uhr: Hl. Messopfer
Mehr unter www.maria-vesperbild.de

Spendenaufwurf

DER FELS

Liebe FELS-Leser,

Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen
Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz
Fichtestr. 5, 91054 Erlangen
- Tobias Lehner KIRCHE IN NOT/
Ostpriesterhilfe Deutschland e. V.,
Lorenzonistr. 62, 81545 München
- Rektor Georg Alois Oblinger
Marienfriedstr. 52, 89284 Pfaffenhofen
- P. Dr. Johannes Nebel FSO
Die geistliche Familie „Das Werk“,
Thalbachgasse 10, A-6900 Bregenz
- Christine Ranke
Augustinerstr. 18a, 87629 Füssen
- Pfarrer Wolfgang Tschuschke
Würzburger Str. 43 96049 Bamberg
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöller
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

DER FELS 4215

PVSt/Entgelt bezahlt/DPAG
Fels-Verein e.V., Auslieferung
Postfach 11 16
86912 Kaufering



Domkapitular Dr. Anton Gebert „Für mich ist Christus das Leben ...“

(Phil 1, 21)

Anton Gebert wurde am 10. April 1885 in Heiligenkreuz bei Plan in Westböhmen geboren. Nach seinem Theologiestudium wurde er 1909 im Prager Veitsdom zum Priester geweiht. Er wirkte zunächst als Seelsorger und Katechet. Er verkündete den Tod und die Auferstehung Jesu Christi. Das war der Kern seines priesterlichen Selbstverständnisses. Später unterrichtete er an der Lehrerbildungsanstalt in Mies, am Realgymnasium in Plan und an der Deutschen Lehrerbildungsanstalt in Prag. An der Universität Prag wurde er 1934 zum Dr. theol. promoviert und war dort als Lehrbeauftragter für Katechese tätig. Er wurde zum Mitglied des Domkapitels ernannt, leitete das Referat Schulwesen und war Rektor der Salvatorkirche. Nach der Proklamation des Protektorats Böhmen und Mähren wurde er stellvertretender Ortpfarrer der Wehrmacht in Prag. Er nahm 1940 den Auftrag von Kardinal Kaspar an, sich für inhaftierte tschechische Priester einzusetzen. Ebenfalls seit 1940 war er Mitglied

des Kuratoriums für die Vermögensverwaltung des Deutschen Erzbischöflichen Seminars, prosynodaler Prüfer und prosynodaler Richter.

Hatte er bisher gepredigt vom Gleichwerden mit Christus im Leben, so wurde im Januar 1941 die zweite Hälfte des Satzes aus dem Paulusbrief für ihn Wirklichkeit: „... und das Sterben Gewinn.“ (Phil 1, 21) In den frühen Morgenstunden des 6. Januar wurde er von der Gestapo verhaftet und ins Gefängnis Pankratz gebracht. Der Haftbefehl wurde am 6. Mai 1941 vom Amtsgericht ausgestellt. Am 12. Juni 1941 erhob der Oberstaatsanwalt beim Sondergericht Prag Anklage gegen ihn. Gebert habe „gehässige, hetzerische und von niedriger Gesinnung zeugende böswillige Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates oder der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei“ gemacht sowie ausländische Sender gehört.

Am 23. Juli 1941 wurde Gebert auf Grund des Heimtückegesetzes zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und

verbüßte die Strafe. Anstatt danach entlassen zu werden, wurde er erneut inhaftiert und in das KZ Theresienstadt gebracht. Am 1. Mai 1942 wurde er als Gefangener Nr. 29 884 ins KZ Dachau deportiert. Die Überstellung des bald 60jährigen Priesters kam einem Todesurteil gleich. Im Lager wurde er zum Tragen der schweren Essenkübel eingeteilt, einer besonderen Schikane für die inhaftierten Priester. Allein in diesem Jahr starben 730 Priester.

Nur 17 Tage später, am 17. Mai 1942, ist Anton Gebert in die Ewigkeit heimgegangen. Die Urne mit seinen sterblichen Überresten wurde dem Prager Kapitel zugestellt. Bischof Remiger von Prag beerdigte sie in einem Holzsarg auf dem Friedhof in der Heimatstadt Heiligenkreuz in Anwesenheit von Tausenden von Menschen. Das Grab wurde nach 1990 beim Wiederaufbau des Friedhofs zusammen mit anderen deutschen Gräbern zerstört. Anton Gebert wurde in das Deutsche Martyrologium aufgenommen.

Hermann Rieke-Benninghaus